

Christ und Sozialist

Blätter des
Bundes der Religiösen Sozialisten
Deutschlands e.V.

4./IV. Vierteljahr 1982

Inhalt

Reinhard Gaede:
Bilder der Hoffnung

Christof Hardmeier:
Schalom – Frieden, erfülltes Leben – gemeinsam mit dem Feind

Anne Sinclair:
Kriegskind, weiblich, 1982

Heinz Röhr:
Mein Weg zum Quäkertum

Heike Hilgendiek:
Paraguayische Kleinbauern – Existenzen ohne Chance?

Buchbesprechungen

Heinrich Albertz: Blumen für Stukenbrock (M. Wild)
Dorothee Sölle: Im Hause des Menschenfressers (K. J. Meier)
Ch. Dannemann/U. Dannemann: Die Startbahn West ist überall (L. Metzger)
Herbert Spaich: Fremde in Deutschland (M. Kühn-Ludewig)
Herbert Spaich (Hg.): Asyl bei den Deutschen (M. Kühn-Ludewig)
Imgard Ackermann (Hg.): Als Fremder in Deutschland (M. Kühn-Ludewig)
Walbert Bühlmann: Wenn Gott zu allen Menschen geht (A. Pfeiffer)
Ronald J. Sider: Jesus und die Gewalt (A. Pfeiffer)

Bundesnachrichten

Internationale Tagung der Christiani Socialisti in Mailand (M. Mattmüller)

Autoren dieses Heftes

Herausgegeben vom Vorstand des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands e.V.: Günter Ewald, Jürgen Finnern, Siegfried Katterle.

Redaktion: Erika Adolphy, Reinhard Gaede, Siegfried Katterle (verantwortlich), Jürgen Kornnagel, Klaus Kreppel, Annette Muhr-Nelson, Bruno Schmidt.

Redaktionsadresse: Siegfried Katterle, Dünenweg 13, 4800 Bielefeld 14, Telefon 0521/487232.

Versand: Jürgen Finnern, Jakob-Kaiser-Straße 4a, 4800 Bielefeld 1, Tel. 0521/100937. Bezugspreis jährlich DM 15,- zuzüglich Versandkosten.

Zahlungen an Bund der Religiösen Sozialisten Deutschlands e.V., Postscheckkonto Dortmund 1 893 89-464.

Erscheint vierteljährlich.

ISSN 0344-435 X

Reinhard Gaede

BILDER DER HOFFNUNG

Es ist noch eine kleine Weile, so soll der Libanon fruchtbares Land werden, und was jetzt fruchtbares Land ist, soll ein Wald werden. An jenem Tag werden die Tauben hören die Worte der Schrift, und die Augen der Blinden werden aus Dunkel und Finsternis sehen. Die Elenden werden wieder Freude haben am Herrn, und die Ärmsten unter den Menschen werden jubeln über den Heiligen Israels. Denn es wird ein Ende haben mit den Tyrannen, und es wird aus sein mit den Spöttern. Ausgerottet werden alle, die auf Frevel aus sind, die in einer Rechtssache Menschen zur Sünde verleiten und dem nachstellen, der sie zurechtweist im Tor, die das Recht des Unschuldigen durch Lügen beugen.

Darum spricht der Herr, der Abraham erlöst hat, zum Hause Jakob: Jakob soll nicht mehr beschämt dastehen, und sein Antlitz soll nicht mehr erblassen. Denn wenn sie sehen werden, was meine Hände unter ihnen getan, so werden sie meinen Namen heilig halten; sie werden heilig halten den Heiligen Jakobs und werden den Gott Israels fürchten. Und die geirrt haben in ihrem Geist, werden Einsicht lernen, und die gemurrt haben, werden sich belehren lassen.

Jesaja 29, 17-24

Bilder der Hoffnung stellt uns das biblische Wort aus dem Jesajabuch vor Augen. Fruchtbares Land wird sein und auch Platz für Wald. Ein schönes Land für befreite Leute. Nicht taub und blind sind die Menschen. Sie hören Gottes Wort, das Wort zum Guten, das Wort zum Heil. Zwar sind sie arm und elend, aber sie jubeln, sie haben Grund zur Freude; denn die Verhältnisse, die sie zu erniedrigten und beleidigten Menschen machten, sind verändert.

Ach, Prophet, in welcher Welt lebst du denn, werden damals die Hörer geseufzt haben und jetzt noch seufzen. Wir sehen einen anderen Libanon. Da zerfetzen Bomben die Bäume und schlagen tiefe Trichter ins Land. Da weinen die Menschen um Tote und sitzen auf Trümmern. Da freuen sich keine Armen, sondern aus Mündungen der Waffen kommt Furcht und Schrecken. Und wir sind zwar weit ab, aber haben Angst, solche Verhältnisse könnte es auch bei uns geben. Prophet, kennst du die Welt nicht wie sie ist? – Doch der Prophet kennt sie.

Er sagt: "Die Boten des Friedens weinen bitterlich. Die Wege sind verödet. Es geht niemand mehr auf die Straße. Man hält nicht Treu und Glauben, man verwirft die Zeugen und achtet der Leute nicht. Das Land sieht traurig und jämmerlich aus, der Libanon ist zuschanden geworden und verdorrt. Saron ist wie eine Steppe, und Basan und Karmel stehen kahl" (Jesaja 33, 7-9). Der Prophet kennt diese Welt, in der Boten des Friedens weinen, in der Städte veröden, weil das Unrecht herrscht, in der das Land verwüstet wird. Zerstörung und Verwüstung des Landes entsprechen der Zerstörung von gerechten und friedvollen Verhältnissen. In der Landschaft und in den Städten sieht man den Teufelskreislauf; den Zusammenhang zwischen Bosheit und Zerstörung. Keiner sieht das ganze Ausmaß von Bosheit und Zerstörung deutlicher als der Prophet. Und er benennt die Ursachen konkret. Die Wahrheit ist immer konkret. Von Tyrannen spricht er. Das klingt den Herrschenden greulich in den Ohren. Das Kommen Gottes zum Heil seines Volkes ist zugleich Gericht über "Gewalttätige" (Kap. 11,4). Gericht über die Schurken, die entlarvt werden als besitzgierige Grundstücks-Spekulanten und "Kredithaie", von denen zu sagen ist: "Weh denen, die ein Haus zum andern bringen und einen Acker an den anderen rücken bis sie allein das Land besitzen" (Kap. 5,8). Denen, die auf erbarmungslosen Konkurrenzkampf aus sind, die triumphieren als Leute mit dem meisten Geld in der Tasche, denen wird Gericht angesagt. Den Leuten, "die das Recht des Unschuldigen durch Lügen beugen", wird Gericht angesagt. Den Leuten, die den Anwälten der Armen "nachstellen", wird Gericht angesagt. Mit dieser Bosheit wird es ein Ende haben. - Ach, Prophet, wie mutig bist du, der du für den gerechten Gott und für die Entrechteten, Erniedrigten und Beleidigten streitest! Sieh doch, wie mächtig die Bösen sind. Hast du vor ihnen keine Angst?

Wer an Gott glaubt, gibt nie auf, möchte uns das prophetische Wort sagen. Der Kreislauf von Bosheit, Gewalt und Elend ist groß. Aber Gott ist stärker. Er kann Wunder vollbringen. Wunder, die noch schwerer zu vollbringen sind als das Versetzen von Bergen. Er kann Herzen aus Stein weich machen zu Mitleid und Erbarmen. Er kann in Bosheit verblendete Menschen sehend machen. Er kann die, die sich vor der Not des Mitmenschen und vor Gottes Wort taub stellen, zum Hören bringen. Gottes Barmherzigkeit und Liebe überwindet Bosheit und Elend, wird sichtbar und hörbar. So kommt und so siegt Gott.

Ich möchte diese Hoffnungspredigt des Propheten durch zwei Symbole verdeutlichen. Das erste ist die Rose. Dazu gehört eine kleine Geschichte. Von Rainer Maria Rilke wird uns er-

zählt: Gemeinsam mit einer jungen Frau kam er um die Mittagszeit jeden Tages an einem Platz vorbei, an dem eine Bettlerin saß. Stumm streckte sie die Hand aus. Wer ihr Geld hineinlegte, den sah sie nicht einmal an. Die junge Frau gab häufig ein Geldstück. Rilke nie. "Warum gibst du ihr nichts", fragte die junge Frau. Der Dichter antwortete: "Wir müßten ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand." Wenige Tage später brachte der Dichter eine eben aufgeblühte weiße Rose mit und legte sie in die offene Hand der Bettlerin. Da geschah das Unerwartete. Sie blickte zum ersten Mal auf, sah den Geber an, erhob sich mühsam, tastete nach der Hand des fremden Mannes, küßte sie und ging mit der Rose davon. Eine Woche lang kam sie nicht mehr. "Wovon lebt sie", fragte die junge Frau. "Von der Rose", antwortete der Dichter.

Diese Geschichte handelt von einer Grunderfahrung: Wir leben nicht nur von Brot. Auch unser Herz braucht etwas. Es ist der Hunger danach, verstanden zu werden, angenommen, geliebt zu werden. Liebe erfahren, Zuwendung, Beachtung erfahren, löst Erlebnisse wie die der alten Bettlerin aus. Ihr wird Würde zuerkannt. In Elend versunken richtet sie sich auf. Sie erkennt Schönheit, sie ist von Freude erfüllt. Wie eine Rose ist die Botschaft der Hoffnung des Propheten. Wie eine weiße Rose legt Gott sein Wort in die ausgestreckte Hand der Menschen, die sich - resigniert und müde geworden - verbittert oder gleichgültig in sich zurückziehen. Wie die weiße Rose in der Hand der armen Frau soll das prophetische Wort wirken: "Die Elenden werden wieder Freude haben am Herrn, und die Ärmsten unter den Menschen werden jubeln über den Heiligen Israels... Jakob soll nicht mehr beschämt dastehen, und sein Antlitz soll nicht mehr erblassen."

Nicht beschämt dastehen müssen, ist eine befreiende Erfahrung. Denn schon sehr früh befehlen Eltern ihrem Kind: "Schäm dich!" Durch Beschämung wird ein Kind verletzlich, erpreßbar, kontrollierbar bis zum Bruch der Persönlichkeit. Die Alltagssprache kennt weitere Steigerungen für Beschämung. Sie enden bei der Wendung "jemanden fertig machen". Menschen, deren guter Ruf vernichtet wird, können krank werden. "Jakob soll nicht mehr beschämt dastehen", ist Gottes Verheißung. Wer sich von Gott angenommen weiß, braucht sich nicht mehr vor dem zu fürchten, was die Leute über ihn sagen. Wenn er nur bereit ist, Gottes Gebote als Leitstern des Handelns anzuerkennen. Gott richtet auf und macht fröhlich, die ihn "über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen" (Luther). - Das erste Symbol ist die Rose: Freude und Würde anstelle von Bosheit und Elend.

Das zweite Symbol ist das Brot. Es gibt eine Geschichte von

Albert Loesmann: "Nur ein Stückchen Brot". Seinen Schülern, die nicht mehr wissen, was Hunger ist, erzählt der Lehrer ein Erlebnis aus der Gefangenschaft. Ein junger Gefangener hat beim Küchendienst einen Laib Brot gestohlen. Zur Strafe sollte er einen Monat nichts zu essen bekommen. Alle wußten, das war das Todesurteil. Da retteten ihn seine Kameraden, indem sie ihre knappe Mahlzeit mit ihm teilten, so daß er am Leben blieb. - Gott sorgt für Leib und Seele. Gottes Wort ist wie die Wirkung von Rosen und Brot. Gottes Barmherzigkeit und Liebe überwinden Bosheit und Elend. Gottes Barmherzigkeit und Liebe werden sichtbar und hörbar.

Nirgends deutlicher als in der Gestalt und dem Ruf Jesu von Nazareth. Mitten in die Welt von Bosheit, Gewalt und Elend kommt mit ihm sein Reich, die Herrschaft des gnädigen Gottes. Und er sagt: "Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt und selig ist, wer nicht an mir irre wird" (Matthäus 11, 5 f.). Erkenntnis Gottes und Bewegung der Liebe, Heilung und Hoffnung gegen den Tod, frohe Botschaft gerade den Armen. So bestätigt Christus den prophetischen Ruf zum Reich Gottes. Er ruft uns und sendet uns. Er zeigt uns Rosen und Brot. Wer an Gott glaubt, gibt nicht auf.

Christof Hardmeier

SCHALOM - FRIEDEN. ERFÜLLTES LEBEN - GEMEINSAM MIT DEM FEIND *)

Schalom gebarotai urabbotai! So würde man Sie, liebe Zuhörer, in Israel heutzutage begrüßen. Das alttestamentliche Wort Schalom, das wir gemeinhin mit Frieden übersetzen, wird in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen gebraucht und hat viele Bedeutungen. Nirgends aber wird Schalom definiert; Schalom ist keine abstrakte Vorstellung, kein philosophischer Begriff, geschweige denn ein Programm.

"Kennt ihr Laban, den Sohn Nahors?" fragt Jakob die Hirten

*) Vortrag am 25.10.1982 im Altstädter Gemeindehaus, Bielefeld

am Brunnen auf seiner Flucht vor Esau. "Hat er Schalom?" erkundigt er sich weiter; und die Hirten bestätigen ihm: "Schalom". Wir würden heute sagen: "Wie geht es ihm, geht es ihm gut?" Schalom meint hier das Wohlbefinden und Wohlergehen, erfülltes, gesundes Leben an Leib und Seele.

Ganz anders fragt dagegen David seinen Feldhauptmann nach dem Schalom der Schlacht (2. Samuel 11,7) und meint damit alles andere als Frieden: "Geht es der Schlacht gut?" müßten wir wörtlich übersetzen, "gelingt uns der Sieg?" ist damit gemeint. Auch hier geht es um das Gelingen, das Wohlergehen, aber in befremdlicher Weise um das Gelingen des Krieges.

So ist Vorsicht geboten mit der einfachen Übertragung des alttestamentlichen Wortes Schalom auf das, was wir heute mit "Frieden" meinen. Entscheidend sind die Zusammenhänge, in denen vom Schalom, vom Gelingen und Wohlbefinden die Rede ist. Okay - wie wir heute salopp sagen - kann ja vieles sein; und genau das meint dieses Wort Schalom: ganz sein, heil sein, in Ordnung sein. Aber wie gesagt - auf die Zusammenhänge kommt es an!

Ich will mich deshalb im folgenden auf wenige biblische Texte konzentrieren, in denen vom Schalom zwischen Israel und den Völkern die Rede ist, oder vom Schalom, den das Gottesvolk erhofft und erwartet, wie er von Gott verheißen ist. Wie geht das zu, wenn die Beziehungen untereinander o. k. sind, wie kommt es dazu, daß die Beziehungen zu anderen Völkern in Ordnung kommen? Ich beginne mit einem Brief, den der Prophet Jeremia in einer sehr brisanten Situation an seine Landsleute in der babylonischen Gefangenschaft geschrieben hat.

Die Babylonier unter Nebukadnezar hatten im Jahre 597 v. Chr. Jerusalem belagert und eingenommen und Zedekija als König von Nebukadnezars Gnaden auf den Davidsthron in der jüdischen Hauptstadt gesetzt. Jerusalem wurde zu schweren Tributleistungen verpflichtet, der abgesetzte König Jojachin nach Babel in die Verbannung verschleppt und mit ihm - wie man so sagt - die oberen Zehntausend von Jerusalem. Sie wurden als erste in die babylonische Gefangenschaft geführt: Beamte, Offiziere, Handwerker - einige Tausend. Aber noch war Jerusalem nicht zerstört, noch bestand die Hoffnung, daß die Stadt gerettet wird und der jüdische Staat seine Freiheit und Unabhängigkeit wiedererlangen könnte. In dieser Situation schreibt Jeremia aus Jerusalem an seine Landsleute im Exil, im fernen Babel:

"So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels, zu allen Verbannten, die von Jerusalem nach Babel in die Ver-

bannung geschickt worden sind: Bauet Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esset ihre Frucht; nehmet euch Frauen und zeuget Söhne und Töchter; werbet um Frauen für eure Söhne und gebt eure Töchter Männern, damit sie Söhne und Töchter gebären, daß ihr euch dort mehret und nicht weniger werdet. Sucht das Wohl des Landes, in das ich euch verbannt habe, und betet für es zum Herrn; denn sein Wohl ist auch euer Wohl" (Jeremia 29, 4 - 7).

"Bauet Häuser, richtet euch ein, heiratet und zeugt Kinder!" Vor allem aber: "Suchet das Wohl, den Schalom des Landes, in das ich euch verbannt habe!" Ausgerechnet das Wohl des Feindeslandes, das Wohlergehen derer, die uns geknechtet, hinweggeführt und geplündert haben? Stellen Sie sich nur einmal vor, dieser Brief wäre nach 1945 an Heimatvertriebene aus den Ostgebieten geschrieben worden, die in die damalige Ostzone kamen, oder an DDR-Bürger, als sich die DDR vor gut 20 Jahren selbst eingemauert hatte: "Suchet das Wohl, den Schalom des Landes! Betet für es zum Herrn!"

Näherliegend und sozusagen natürlich wäre der Haß, die Verweigerung, der passive oder gar aktive Widerstand. Und diesen Weg ist Jerusalem vor 2500 Jahren auch gegangen, trotz aller Mahnungen Jeremias, sich dem babylonischen Joch zu beugen (vgl. Jeremia 27). Neun Jahre später wagte der letzte König von Juda den Aufstand gegen Nebukadnezar. Er vertraute auf ägyptische Hilfe und kündigte den Babyloniern die Treue auf. Zwei Jahre darauf, um 587/86 war Jerusalem zerstört: Tempel und Palast, die ganze Stadt - der Rest der Bevölkerung wurde nach Babylon deportiert. Nebukadnezar hatte der Stadt und dem ganzen Land Juda den Garaus gemacht.

Zwei Wege standen in jener brisanten Zeit offen: Der von Jeremia und seinem Gott vorgeschlagene Weg, sich dem babylonischen Joch zu beugen und Zeichen des Lebens zu setzen; und auf der anderen Seite der Weg Zedekijas, des letzten Königs von Juda: Er riskierte den Aufstand im Vertrauen auf Bündnispartner und Waffen und - er ging unter samt Stadt und Volk.

Mit dieser historischen Alternative, deren Ausgang wir kennen, stehen wir mitten drin in einer vergleichbaren, wenn auch keineswegs gleichen Alternative heute: Auch für uns stellt sich die Frage, ob wir auf Drängen und Verlangen unseres mächtigen amerikanischen Bündnispartners unseren Frieden in Freiheit weiterhin durch Abschreckung mit noch perfekteren atomaren Waffen sichern wollen, oder ob nicht andere, bessere Wege uns vor Fremdbestimmung bewahren können, erst recht vor einem Krieg, den keiner von uns

überleben würde. Als Christen leben wir aus der Botschaft des Alten und Neuen Testaments heraus, und zwar in allen, auch in unseren politischen Lebensbezügen. So lohnt es, genauer dem Rat Jeremias nachzudenken, sich dem babylonischen Joch zu beugen, und genauer auf den damaligen Ruf Gottes zu hören, das Wohl, den Schalom des Erzfeindes zu suchen, um Orientierung zu finden in den heute so brennenden Friedens- und Rüstungsfragen. Zu solchem Hören und Nachdenken möchte ich mit den folgenden vier Thesen und Erläuterungen anregen:

1. Frieden ist nur mit dem Feind, mit dem Gegner zusammen zu gewinnen, nicht gegen ihn.

Jeremias Rat, das Wohl, den Schalom des Feindeslandes zu suchen, wird in denkwürdiger Weise begründet: "denn sein Schalom, das Wohlergehen des Feindeslandes, ist auch euer Schalom, euer Friede und Wohlbefinden"; kurz gesagt: Wenn es dem Feindesland gut geht, geht es auch euch gut.

Nun könnte jemand einwenden: Gut, die saßen ja damals schon in der babylonischen Gefangenschaft, und jeder Aufstand war - realistisch betrachtet - aussichtslos. Um zu überleben, konnte Jeremia den Leuten nur raten, sich einzurichten und anzupassen. Wir aber heute, wir wollen uns gerade davor bewahren, in eine solche Gefangenschaft oder Abhängigkeit zu geraten; deshalb müssen wir uns gegen die Bedrohung aus dem Osten - hier wird ja der Feind so völlig selbstverständlich gesucht - mit starken Waffen und einem mächtigen Bündnispartner im Rücken schützen. Die Abschreckung soll so grausam sein, daß der Feind nicht einmal daran denkt, uns anzugreifen. So lautet die Abschreckungstheorie.

Bei aller Berücksichtigung der geschichtlichen Unterschiede bleibt bei solchen Überlegungen das Entscheidende unbeachtet: Jeremia rät keineswegs zum Anpassen. Er sagt ja nicht: "Beugt euch den babylonischen Göttern, übernehmt die heidnischen Kulte!" Im Gegenteil - durch das babylonische Exil hindurch hat Israel erst eigentlich gelernt, seine Eigenart und Identität zu bewahren, trotz Verlust der staatlichen Selbstbestimmung. Vielmehr rät Jeremia zu einem *positiven* Verhältnis zum Erzfeind: "Sucht das Wohl, den Schalom des Landes!"

Und dies geht offensichtlich beides zusammen: Den Feind, den Gegner scharfsichtig im Auge zu behalten, sich ihm keineswegs einfach anzupassen und in allem und jedem zu unterwerfen - und trotzdem sein Wohl zu suchen, weil wirklicher Frieden nur mit dem Feind *gemeinsam* zu gewinnen ist. Wer heute auch an die Belange der Sowjetunion

denkt, wer Verständnis dafür aufbringt, wie denn die enorme Bedrohung von Seiten Amerikas und Westeuropas eigentlich für die Menschen im Osten aussieht, der ist deswegen noch lange kein Kommunist, kein Parteigänger Moskaus, wie es der Friedensbewegung immer wieder vorgeworfen wird. Die Ostverträge haben hier ein Stück Friedensarbeit geleistet, maßgeblich beeinflußt von der Ostdenkschrift der EKD - nur, heute droht die ganze Entspannungspolitik zu kippen.

Der Rat Jeremias, das Wohl des Feindeslandes im Auge zu haben, deckt sich in der Grundaussage exakt mit dem Ratsschlag des Paulus im Römerbrief (12, 17 und 18): Vergeltet niemandem Böses mit Bösem; seid auf das Gute bedacht vor allen Menschen! Ist es möglich, soviel an euch liegt, haltet mit allen Menschen Frieden!

Soviel an euch liegt! Die Gemeinsamkeit mit dem Feind ist hier höchst *einseitig* formuliert. Hier wird nicht auf Vorleistungen des Feindes gezählt, daß er gar erst die Friedenssignale aussendet, nein, bei euch, bei dir, bei uns fängt es an, wie immer der andere sich noch verhalten mag.

All dem aber, was uns das Alte und Neue Testament in eindeutiger Weise sagt, auf welchen Wegen Frieden zu schaffen ist, schlägt das, was heute als Theorie der Abschreckung gilt, total ins Gesicht. Lassen Sie mich dies anhand einer zweiten These erläutern:

2. Frieden kann niemals durch ein Gleichgewicht des Schreckens gesichert werden. Der Schrecken und sein Gleichgewicht töten Freund und Feind zusammen.

Im Alten Testament wird an einer ganzen Reihe von Stellen dem bedrängten Gottesvolk verheißen: "Ihr werdet sicher wohnen, ohne daß jemand euch aufschreckt", wie Vögel, wie Löwen im sicheren unzugänglichen Nest (vgl. Jeremia 30, 10; 46, 27; Ezechiel 34, 28; 39, 26; Micha 4, 4; Zephanja 3, 13). Beim Propheten Ezechiel ist dieser Satz geradezu das Leitmotiv eines Schalom-Vertrages, einer Friedensverpflichtung, die der Gott Israels seinem Volke gegenüber übernehmen will: "sie werden sicher wohnen, ohne daß jemand sie aufschreckt" (siehe Ezechiel 34, 25-30).

Der Friede Gottes, der uns Menschen real und konkret verheißen ist, ist ein Frieden ohne Bedrohung, ein Frieden ohne Terror und damit ein Frieden ohne Abschreckung. Mag dieses Ziel, diese Sehnsucht zur Zeit der babylonischen

Gefangenschaft und der Zerstreuung eine kühne Hoffnung, eine Utopie, d. h. eine ortlose Sehnsucht gewesen sein, heute sind wir durch die Entwicklung der Waffentechnik an einem Punkt in der Menschheitsgeschichte angelangt, an dem diese Utopie, diese von Gott verheißene Erwartung zum Gebot der Vernunft geworden ist, der Vernunft, gemeinsam zu überleben und gegeneinander unterzugehen. Zeigt uns die alte Verheißung eine Richtung auf, ohne Bedrohung, ohne Abschreckung zu leben, so zwingen uns heute Gründe der Vernunft dazu, Abschied zu nehmen vom System des atomaren Terrors, Abschied zu nehmen von dem Gleichgewicht unvorstellbaren Schreckens als Instrument der Friedenssicherung. Sie zwingen uns, andere Formen zu finden, wie wir mit unseren Feinden auf einen Frieden hin umgehen sollten. Dazu drei Punkte:

1. Ein *Gleichgewicht* des Schreckens kann es nie geben, weil ein von beiden Seiten anerkanntes Gleichgewicht nie festgestellt werden kann, solange jede Vertrauensbasis fehlt; und das ist zwischen Feinden, die sich gegenseitig mit einer mehrfachen Totalauslöschung bedrohen, immer der Fall. Jeder zählt anders, jeder wertet die verschiedenen Waffensysteme anders und unterstellt dem anderen grundsätzlich Betrug und Irreführung. Vor allem aber - jeder fühlt sich dem anderen gegenüber nur dann wirklich sicher, wenn er sich selber überlegen weiß. Von den Abrüstungsverhandlungen in Genf ist darum kaum etwas zu erwarten. Der Effekt des viel beschworenen Gleichgewichts ist die endlose Spirale unaufhaltsamer Aufrüstung, einerlei, ob man sie Vor- oder Nachrüstung nennt.

2. Der Schrecken, mit dem gedroht wird, sprengt alle Vorstellungen bisheriger Kriegszerstörung, so grausam sie war im 2. Weltkrieg und in den bisher mehr als 100 Kriegen seit 1945 mit weiteren 10 Millionen Toten. Dieser Schrecken kann aber nur glaubhaft angedroht werden, wenn die Bereitschaft besteht, die Massenvernichtungswaffen gegebenenfalls auch einzusetzen. Das heißt dann aber, letztlich bereit zu sein zum Völkermord, und bereit zu sein zur Zerstörung und atomaren Verseuchung ganzer Erdstriche über Jahrhunderte, solange man solche Waffen besitzt und weiter herstellt, um mit ihnen angeblich nur Politik zu machen.

3. Nun versichern uns aber Politiker und Militärs immer wieder, die Abschreckung solle gerade verhindern, daß diese grausamen Monsterwaffen jemals zur Anwendung kommen - und sie meinen es sicher ehrlich. Das Prinzip lautet: Wer zuerst losschlägt kommt als zweiter um, also fängt auch keiner an. Doch hat dieser makabre Atomschirm des Schreckens, unter dem wir uns in den 60er und 70er Jahren

in Sicherheit wiegten, gefährliche Löcher bekommen: Der Hauptpunkt liegt in den neu entwickelten Waffen, die bei uns in Westeuropa in einem Jahr stationiert werden sollen: Pershing II und Cruise Missiles. Diese Waffen sind so zielgenau, so schnell oder durch Radar kaum zu orten, daß sie innerhalb von 7 Minuten von Westeuropa aus einen entwaffnenden Erstschlag gegen die Sowjetunion möglich machen, ohne daß die USA dann noch einen vollen, total vernichtenden Gegenschlag zu fürchten hätten. Die derzeitige Regierung der Vereinigten Staaten denkt nachweislich darüber nach, einen Atomkrieg gegen die Sowjetunion gewinnen zu können und selbst einigermaßen davonzukommen. Wenn aber die Großmächte daran arbeiten - die Sowjetunion wird garantiert nachziehen -, und wenn sie aufgrund neuer Waffen glauben, mit einem Erstschlag die andere Großmacht lahmlegen und besiegen zu können, dann ist der count down für den atomaren Holocaust eingeleitet. Wer hat die Nerven und will nicht schon bei einem nichtigen Anlaß aus purer Angst dem anderen zuvorkommen? Wie wichtig ein Anlaß sein kann, hat uns der Falklandkrieg vorgeführt, und die Siegesparade in London hat gezeigt, wes Geistes Kind solche Kriege sind, als lebten wir im Nationalismus des 19. Jahrhunderts. Was, wenn ein Überwachungscomputer aufgrund eines Fehlers einen Fehlalarm auslöst, und sich z. B. die sowjetische Führung bei nur noch siebenminütiger Entscheidungszeit zum Druck auf den Knopf des Gegenschlages genötigt sieht - ein Atomkrieg aus Versehen?

Nein, es ist allerhöchste Zeit, daß wir den Satz beherrzigen: Frieden kann es nur ohne Terror geben. Die Abschreckung droht Freund und Feind zusammen zu begraben. Entweder schaffen wir die Atom- und letztlich alle Waffen ab oder sie schaffen uns ab - und zwar bald. Krieg und Rüstung haben aufgehört, ein Mittel der Politik zu sein; davon hat schon das alte Israel viel gewußt, aber heute müssen wir es um unseres Überlebens willen laut und deutlich sagen und keine Mühe scheuen, diejenigen, die es noch nicht begreifen können oder wollen, davon zu überzeugen - besonders wir Christen.

Was aber macht es so schwer, daß diese Einsichten in unseren Köpfen Fuß fassen und unser Handeln bestimmen? Woran liegt es, daß so viele Politiker ungerührt die alten Formeln vom Gleichgewicht des Schreckens und von der Notwendigkeit der Nachrüstung fast wie ein Bekenntnis wiederholen, ohne sich die Mühe zu machen, die wirklich schlagenden Argumente etwa von E. Eppler, dem Bundeswehrgeneral a. D. G. Bastian oder dem Rüstungsexperten A. A. Guha auch nur zu diskutieren, geschweige denn zu widerle-

gen? Woran liegt das unter anderem? Ich möchte damit zu meiner dritten These kommen:

3. Feindbilder und Selbstgerechtigkeit hindern uns daran, die Realitäten zu erkennen und ohne Waffen Frieden zu schaffen.

Sie alle kennen das Gebot der Feindesliebe aus der Bergpredigt, aber viele von Ihnen haben zugleich im Ohr, daß die Bergpredigt nichts für den rauhen Alltag, schon gar nichts für die Politik sei. Aber vielleicht ist es besser, erst einmal genau hinzuhören, bevor wir das Urteil sprechen:

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: "Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen." Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und bittet für die, welche euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters in den Himmeln seid! Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte (Mattäus 5, 43 f.).

Das sonderbare Gebot: "Du sollst deinen Feind hassen" finden wir nicht im Alten Testament. Geboten ist so etwas nirgends. Da es sich aber dabei um eine damals wie heute verbreitete Grundhaltung unter uns Menschen handelt, die wir gerne als ganz natürlich betrachten, kann Jesus sagen: "Ihr habt gehört, daß gesagt ist ...".

Diese Grundhaltung gibt sich ganz harmlos: Wir, unsere Freunde, die, die zu uns gehören, die mit uns arbeiten und leben, das sind alles mehr oder weniger nette Menschen, denen tun wir Gutes und sie uns auch (- wie peinlich manchmal, wenn dieses Gleichgewicht gestört wird!). Die anderen aber, die draußen, die Fremden, die, die wir nicht kennen und auch gar nicht kennenlernen wollen, wer weiß ...? Die könnten doch ..., die sind doch ..., da hab' ich doch gehört ... Wir erleben sie als Bedrohung, als Feinde, auch wenn sie uns gar nichts Böses getan haben. Das ist unser ganz alltägliches Freund-Feind-Denken, von dem etwa unsere weit verbreitete Ausländerfeindlichkeit getragen wird, das aber erst recht in der Beziehung zwischen Völkern höchst bedrohlich und lebensgefährlich werden kann.

Jesus setzt diesem in uns tief verwurzelten Denken das Gebot der Feindesliebe entgegen und fügt eine auf den ersten Blick sehr merkwürdige Begründung an: "Denn er (euer Vater in den Himmeln) läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Unser Freund-Feind-Denken, das so tief sitzt, hängt auf's engste zusammen mit unseren Urteilen und Vorurteilen über

Gut und Böse. In der Regel sehen wir das Gute vorwiegend bei uns und um uns herum - wer könnte von sich und seinen Freunden Schlechtes auch nur denken? Das Böse aber sehen wir zuerst und am besten bei den anderen, erst recht aber bei unseren Feinden. Unsere Freunde sind gut, unsere Familie ist gut, das meiste, was wir tun, ist gut; davon gehen wir zunächst einmal wie selbstverständlich aus; und ebenso stark ist unsere Neigung, das Böse in erster Linie bei denen zu suchen, die uns ferne stehen, die nicht zu uns gehören und die wir nicht kennen oder eben nur vom Hörensagen.

Daß Gott, unser Vater, seine Sonne über Bösen und Guten aufgehen läßt, streicht solches selbstgerechte Denken radikal durch. *Wir* können es uns nicht einfach so herausnehmen, Gut und Böse unter uns Menschen so ganz selbstverständlich, so locker und beinahe natürlich auf Freund und Feind zu verteilen, aus Zu- und Abneigungen heraus, vom Hörensagen, aus leichtfertigen Vorurteil. *Er*, unser Gott und Vater allein weiß es wirklich - und wir sollten ihm auch in der Tat jedes endgültige Urteil überlassen, ja, seine Gnade ist sogar so groß, daß er selbst dem Bösen, dem Ungerechten die Lebensgrundlagen nicht entzieht - um wieviel weniger steht es dann uns zu, so aus dem Handgelenk über Gut und Böse, über Gerech und Ungerech endgültig zu urteilen und zu richten, so daß Menschen oder ganze Völker uns zu Feinden werden. Antisemitismus und Judenhaß haben uns gezeigt, wie kurz der Weg ist zur grausamen Verfolgung und Ausrottung von Verfeimten. Die Kehrseite solcher gnadenloser Feindverfolgung ist das krankhaft gespaltene Bewußtsein, selbst bei aller Grausamkeit unschuldig zu sein und für eine gute, geradezu heilige Sache zu kämpfen, wie die Schuldunfähigkeit vieler KZ-Schergen gezeigt hat. Solche fast missionarische Selbstgerechtigkeit, die den Feind gnadenlos verfolgt und seine Ausrottung meint besorgen zu müssen, steht im schärfsten Widerspruch zur Güte Gottes auch gegenüber dem Feind und dem Bösen und hat in der Geschichte unseres christlichen Abendlandes auch den Boden für die grausamen Kreuzzüge im Namen des Bergpredigers Jesu abgegeben.

Hier liegt auch heute noch eine längst nicht gebannte und zugleich verhängnisvolle Triebkraft in unserem gestörten Verhältnis zum Ostblock, wobei das Feind-Freund-Schema dort nicht minder gefährlich gepflegt und geschürt wird. Dem ist zunächst einmal die nüchterne Perspektive der Bergpredigt entgegenzuhalten: Gott, unser Vater, läßt seine Sonne auch über Herrn Breschnew, über dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, über Herrn Jaruselski in Polen und über den DDR-Obersten aufgehen

und über all diesen Herren des Ostblocks regnen. So sind wir nicht berufen - wie es unsere Freunde im Westen, in den USA, augenscheinlich überlegen - mit jedem Mittel das Sowjetsystem in die Knie zu zwingen und beseitigen zu wollen; am allerwenigsten mit einer Bedrohung durch unschlagbare atomare Angriffswaffen, wie sie bei uns demnächst stationiert werden sollen.

Es gibt eine weitverbreitete gefährliche Kreuzzugsmentalität gegen alles, was kommunistisch erscheint und damit gegen Moskau und den gesamten Ostblock. Von dieser Mentalität ist die US-Regierung unter R. Reagan in starkem Maße geprägt, wenngleich seit einem Jahr starke Gegenkräfte in den USA selbst auf diese Gefahr aufmerksam geworden sind und auch dort zahllose Menschen anfangen, z. B. gegen das größte Rüstungsprogramm aller Zeiten Sturm zu laufen. Bei solchen Feindbildern bleibt die Vernunft auf der Strecke, und von den Scheußlichkeiten aller Glaubenskriege, die den eigenen Standpunkt als gut und richtig verabsolutieren und den Feind zum Teufel machen, sollten zumindest wir Europäer für alle Zeiten geheilt sein. Wie gefährlich und zugleich wie nichtig Feindbilder sind, sollte uns das Beispiel Frankreichs lehren: noch bis vor wenigen Jahrzehnten der Erb- und Todfeind Deutschlands, ist Frankreich heute zu unserem guten Nachbarn im Westen geworden, nachdem man nach dem zweiten Weltkrieg durch Partnerschaften z. B. von Städten und durch viele andere vertrauensbildende Maßnahmen eine aktive Aussöhnung in Gang gesetzt hat.

Wenn ich vorher Kritisches und Bedenkliches über Amerika und die derzeitige Regierung dort gesagt habe, parteiisch, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, so muß bei dem, was Feindesliebe im Völkermaßstab heißen kann, ein anderes ebenso deutlich gemacht werden:

Wer davon ausgeht, daß Gott, unser Vater, auch über den Machthabern und Völkern des Ostblocks regnen und seine Sonne scheinen läßt, der verschließt nicht einfach seine Augen vor den Verhältnissen dort, schon gar nicht vor der Hochrüstung und dem bedrohlichen Militarismus in den Ostblockländern; er wünscht sich auch keineswegs, daß etwa der Staatssozialismus östlicher Prägung auch hier eingeführt würde, oder daß die Arbeiter um ihr Recht auf freie Gewerkschaften gebracht werden. Feindesliebe macht noch längst keine Freunde, läßt uns ganz und gar nicht blind werden für das Böse und für alles Unrecht, das uns grundsätzlich von unseren Gegnern trennt. Feindesliebe hindert uns nur daran, den Feind ausrotten oder vernichten zu wollen, ihm mit jedem Mittel, auch mit der Drohung durch Völkermord die Pistole auf die Brust zu setzen.

Feindesliebe heißt, auch im Feind den Menschen zu sehen mit seinen Sorgen und Ängsten. Feindesliebe heißt - auf unser Verhältnis zur Sowjetunion bezogen -, die Lage auch einmal durch deren Brille zu betrachten: Zweimal in diesem Jahrhundert vom Westen angegriffen, im Osten von China bedroht, in großer Angst befangen vor den technologisch, militärisch und wirtschaftlich haushoch überlegenen USA. Wie würden Sie in der Haut dieser Menschen reagieren und denken? Noch einmal: Feindesliebe macht noch längst keinen Freund aus dem Feind, aber sie stellt den Feind als Menschen in Rechnung und nimmt uns die selbstgerechte und bequeme Sicherheit, bei unseren Feinden nur das Böse, nur das Schlechte und Teuflische zu unterstellen und wahrzunehmen.

Was heißt nun aber andererseits Feindesliebe im Umgang mit unseren Freunden? Als erstes bleibt festzuhalten: Die Feinde unserer Freunde müssen nicht auch unsere Feinde sein, sowenig die Freunde unserer Feinde unbedingt unsere Feinde zu sein brauchen. Feindesliebe entsagt aller Schwarz-Weiß-Malerei und jedem uniformierenden Lager-Denken. Vor allem aber: Läßt Gott, unser Vater, über Bösen und Guten, über Gerechten und Ungerechten regnen und seine Sonne scheinen, so bewahrt diese Sichtweise auch uns selbst davor, bei uns nur das Gute, nur das Richtige und Wahre zu suchen. Jede Selbstgerechtigkeit und Selbstrechtfertigung unter Freunden ist aus dieser Sicht zunichte gemacht. Ich will dies in einer vierten These formulieren:

4. Friedensfähigkeit und Feindesliebe wurzeln im Frieden Gottes, unseres Vaters, und in der Anerkennung unserer eigenen Fehlbarkeit und Schuld.

Das Schwerste und zugleich das Wichtigste im Umgang mit uns selbst und mit unseren Freunden ist es, das Böse und die Ungerechtigkeit auch bei uns und gerade bei uns selbst und unseren Freunden wahrzunehmen, statt dies alles selbstgerecht nur unseren Feinden in die Schuhe zu schieben. Es ist der von Gott uns geschenkte und zugesagte Friede, die Versöhnungstat unseres Vaters im Opfer seines Sohnes Jesus Christus, daß er uns als Sünder, als fehlbare und schuldige Menschen angenommen und gerechtfertigt hat. Uns Menschen, die wir zwar in Fehlbarkeit und Schuld verstrickt bleiben, hat er gerechtfertigt, damit wir aus der Vergebung heraus umkehren und neu anfangen können, dem Unrecht entgegenzutreten und in aller Vorläufigkeit und Gefährdung an Gottes verheißenem Frieden mitarbeiten.

Das aber heißt zuerst und vor allem - gegen alles Freund-

Feind-Denken und gegen alle Gut-Böse-Schablonen -, daß das Böse sich auch bei uns finden kann und in der Tat auch findet, wenn uns Gott vom hohen Roß der Selbstgerechtigkeit heruntersteigen läßt. Das ist nicht Nestbeschmutzung, nicht Schwäche oder gar Verrat, sondern stets eine Realität, der wir Christen uns nicht verschließen können, wenn wir nur etwas begriffen haben von Gottes Rechtfertigung des Sünders und seiner Einladung zur Umkehr aus der Vergebung heraus.

Dies ist dann der tragende Grund, auf welchem wir auch mit unseren Freunden über das Böse unter uns, über die Ungerechtigkeiten auf der eigenen Seite und über die Schuld, in der wir selber stecken, zu reden haben und nicht schweigen können.

Es ist kein Antiamerikanismus, wenn immer mehr Menschen, die zur Friedensbewegung stoßen, die größte Gefährdung in der gegenwärtigen amerikanischen Politik der Stärke und der Aufrüstung sehen. Dabei kommen die schärfsten Warnstimmen aus den USA selbst. Dort ist das umfangreichste, das teuerste und alle bisherigen Maße sprengende Rüstungsprogramm aller Zeiten in der Höhe von über einer Billion Dollars beschlossen bei gleichzeitig ähnlich schwieriger Wirtschaftslage wie bei uns, mit bis zu 10 % Arbeitslosen. Dort wird generalstabsmäßig nachgedacht über einen begrenzten Atomkrieg in Europa mit Sieges- und Überlebenschancen für die USA; und dort wird massive Wirtschafts- und Militärhilfe an die Gewaltdiktaturen in Mittelamerika geleistet, an El Salvador, an Guatemala und Honduras, wo täglich Dutzende von Menschen verschwinden oder ermordet werden und Massaker an der wehrlosen Landbevölkerung an der Tagesordnung sind.

Noch einmal, ich sage dies nicht, um aus Freunden Feinde zu machen, um irgendeine Antihaltung gegen Amerika zu schüren; aber die Bereitschaft zur Feindesliebe, die im Feind den gegnerischen, fehlbaren Menschen sehen lernt, paart sich mit der Bereitschaft und Pflicht zur Kritik an den Freunden; denn auch im Freund und in uns selbst haben wir den fehlbaren Menschen zu sehen und zu entdecken, über dem Gott regnen und seine Sonne scheinen läßt. Feindesliebe und Freundeskritik gehören unbedingt zusammen und machen aus dem Schema vom guten Freund und vom bösen Feind Menschen, die - ob Freund oder Feind - auf ihr Unrecht, ihre Bedrohlichkeit und ihre mögliche Neigung zum Verbrechen hingewiesen und angesprochen werden müssen. Denn Frieden auf unserer Erde gibt es nur, wenn Terror und Unrecht, wo immer sie sich finden, bekämpft, beseitigt oder noch besser von vornherein vermieden werden.

Damit wird deutlich: Alle Feindverteufelung, wie sie in unserem tiefsitzenden Antikommunismus zum Ausdruck kommt, und alle Freundesblindheit, wie sie in einer unkritischen Amerikabindung ihren Niederschlag findet, verbaut uns den klaren Blick für die eigentlichen Probleme, die auf einen Frieden auf Erden hin gelöst werden müssen. Der Ost-West-Konflikt, der auf beiden Seiten vorwiegend ideologisch bestimmt ist und auf unserem Freund-Feind-Denken beruht, dieser Ost-West-Konflikt ist, im Weltmaßstab gesehen, ein Luxusstreit der reichen Industrienationen untereinander. Wer sich davon freimacht, der erkennt, daß der Frieden auf Erden, ja allein schon unser nacktes Überleben bis zum Jahre 2000 sich daran entscheidet, ob es uns Industrienationen in Ost und West *gemeinsam* gelingt, den schreienden Hunger in der Dritten Welt zu stillen und die drohende Umweltkatastrophe zu verhindern, die uns bis zur Jahrtausendwende weltweit einholen wird, wenn wir so weiter wirtschaften wie bisher. Die Studie GLOBAL 2000 der amerikanischen Regierung unter J. Carter hat dies unmißverständlich und mit größter Sachkunde aufgewiesen; und trotzdem kümmert sich heute noch kaum ein Politiker bei uns oder in den USA um diese tickende Zeitbombe. Der hochgespielte Ost-West-Konflikt und unser bequemes Freund-Feind-Denken verschließen uns die Augen vor der eigentlichen Gefahr.

Ich breche hier ab und komme zum Schluß. In einigen kurzen Sätzen und Stichworten deute ich zwei weitere Momente an, die zu einer biblischen Friedensperspektive gehören, wenn uns unser Freund-Feind-Denken nicht mehr im Wege steht:

1. In vielen Zusammenhängen des Alten Testaments wird deutlich, daß Frieden und Gerechtigkeit aufs engste zusammengehören. "Das Tatergebnis der Gerechtigkeit ist der Friede", erfülltes, angstlos geschütztes Leben; so formuliert es eine Verheißung in Jesaja 32,17 f. Darum haben wir uns als Christen in erster Linie für alle Entrechteten, alle Hungernden und Unterdrückten einzusetzen, und das heißt, auch wirtschaftlich und politisch für den Ausgleich zwischen dem reichen Norden und dem armen Süden auf unserer Erdkugel einzutreten.

2. Das Alte Testament lehnt selbst in seinen oft grausamen Kriegserzählungen unüberhörbar jedes Vertrauen auf die eigene Stärke und die eigenen Waffen ab. Wenn überhaupt, führt Gott allein den Krieg, aber er wird als der Besungenen, der die Kriege zum Schweigen bringt und Schwerter, Schilder und Bogen zerbricht (vgl. Psalmen 46,10 und 76,4). Vertrauen auf Waffen, Vertrauen auf die eigene Stärke steht im Widerspruch zum Vertrauen auf Gott; und in der Tat ist das verabsolutierte Vertrauen auf todsichere Waf-

fen ein Götzendienst, weil es in keinem Lebensbereich eine absolute Sicherheit geben kann und eine solche auch gar nicht angestrebt werden soll, es sei denn, wir verleugnen unser reales Vertrauen auf Gott, daß *er* uns in allen stets gegebenen Unsicherheiten den letzten Halt zu geben vermag.

Diese Linie des biblischen Waffenverständnisses widerspricht jeder weiteren Perfektionierung unserer Rüstung und jeder weiteren Steigerung der schon jetzt vorhandenen mehrfachen Übertötungsfähigkeit, die absurd genug ist. Aber abgesehen davon: solche Hoch- und Überrüstung tötet schon jetzt täglich und stündlich, da jede Mark, jeder Dollar, der in die Rüstung gesteckt wird - und es sind Milliarden! - einem Hungernden die lebensnotwendige Reirration wegnimmt, und weil die Rüstungsgüter Energie und Rohstoffe nutzlos vergeuden, die wir dringend für andere Aufgaben benötigen. Schwerter zu Pflugscharen, wie es bei Jesaja und Micha verheißen ist und erhofft wird, wird heute zum Gebot unseres Überlebens. D. h. politisch, daß wir auf dem Wege kalkulierter Vorleistungen zu einer schrittweisen Abrüstung kommen und den alten Pfad von Drohung und Gegendrohung verlassen müssen. Frieden schaffen können wir heute nur noch ohne Waffen.

Anne Sinclair

KRIEGSKIND, WEIBLICH, 1982

"We shall overcome some day"

Sie singt dieses Lied in einem großen Saal mit vielen Frauen. Sie denkt: Was werden wir überwinden, was abstreifen eines Tages? Unsere Erziehung? Unsere persönlichen und gesellschaftlichen Fesseln? Unsere Gefühle und Verhaltensweisen, die Liebe und Frieden zerstören?

So, wie sie hier sitzt mit vielen Frauen, so wurde sie erzogen von vielen Frauen - vaterlos. Sie fragt sich: Hat sie jene und diese Frauen je gemocht, geliebt? War es nicht immer die Suche nach der verschollenen, vermißten, der nie erlebten Vatergestalt, die sie nie verließ, ihr Leben lang?

Stationen der Suche leuchten auf, blitzartig, inmitten der weiblichen Solidargemeinschaft.

"We are on to victory some day"

Als sechsjähriges Mädchen war sie auf dem Bahnsteig des kleinen Heimatbahnhofes in Kreisen um den scheidenden Vater gehüpft. Sie erinnert sich genau, wie sie hüpfte und hüpfte, nur um Abschiedsschmerz, Angst und Liebe zu verbergen; vielleicht auch, um ihn in diesen Kreisen festzuhalten.

Als der Zug mit dem winkenden Vater den Bahnsteig langsam verließ, da wußte die Sechsjährige, daß sie den Vater nie mehr sehen oder spüren würde. Die Tränen ihrer schwangeren Mutter bestärkten diese Gewißheit.

Der Scheidende fuhr nicht dem "Sieg", sondern dem Tod entgegen. Bei Stalingrad wurde er einer der Millionen "Vermißten" des schrecklichsten aller bisherigen Kriege.

Muß er nicht unerträgliche Angst gehabt haben, als er Frau, Sohn, Tochter und ein werdendes Leben verließ? Wie sollte die Sechsjährige davon etwas verspüren. Sie kannte den Vater kaum, denn er lebte an der Front, seit sie drei Jahre alt war. Nie hat sie seine Seele kennengelernt. Aber sie erinnert sich an jenen Tag auf dem Bahnsteig, als ob es gestern oder vorgestern gewesen sei ...

Gestern oder vorgestern war eine Fahrt mit Schülern zum Schlachtfeld von Verdun. Hier hatten Europa und die Welt zum ersten Mal verspürt, was totaler Krieg war. Vor den Gräberreihen und den Gebeinen der mehr als 300.000 meist jugendlichen Toten war sie, waren ihre Schüler still geworden, sehr still. Krieg und Tod standen spürbar nah, wie lebendig an ihrer Seite.

Wieder zu Hause, versucht sie diese Erfahrung an andere Schüler weiterzugeben. Sie vergleicht die Zahl der Toten von Verdun mit der Zahl derjenigen, die jetzt und heute, in dieser Republik und ihren Nachbarländern für Frieden und Abrüstung auf die Straße gehen. Die Aussage eines Schülers, daß die Friedensmarschierer abgeschossen werden sollten, ist jetzt und heute und in dieser Republik wieder möglich.

Die Toten von Verdun und Stalingrad, bei allzu vielen sind sie vergessen.

"We shall walk hand in hand some day"

An einem Apriltag war sie gewandert in jener unvergeßlichen Universitätsstadt, gewandert mit jenem Menschen, der dann Vater wurde, Vater ihrer beiden Kinder. Zahllose Irr-

wege und Trennungen hatten sie auseinander- und zusammengeführt, bis sie zuletzt an seinem Totenbett stand und weinte; weinte über die schrecklichsten aller Krankheiten, weinte über die Liebe, die jetzt enden mußte, weinte über ihre Vatersuche, die diesen Sterbenden überfordert hatte.

An einem Apriltag viel später, fast in diesen Tagen steht sie wieder an einem Krankenbett. In weißen Kissen liegen die von Angst und Sucht gezeichneten Züge wie in den Laken des Todes. Noch vor nicht allzu langer Zeit hatten diese Züge solches in Sprache gefaßt:

"Ich hab mein Leben damit verbracht,
Utopia zu schaffen. Heute erst,
im Streicheln deiner Haut begreif ichs.
Und begreife, wenn du mich anblickst,
mit grün entfaltetem Forsythienaug."

Das war Leben; Todesschauer scheinen auch diesmal die Vatersuche zu beenden.

"The truth shall make us free some day"

Immer noch im Saal, bemerkt sie, wie neben ihr einer kniet. Junge Augen bedeuten Wahrheitssuche, Hoffnungsstrahlen, Utopie und Widerstand. Der Mund macht deutlich, wie dem Verlangen der Mächtigen Einhalt zu gebieten sei - sei es in Wyhl oder Washington. Und dies erwärmt, erwärmt so wunderbar, erwärmt wie dieses Lied.

Sie löst sich dankend und schaut zurück im Saale, schaut zurück in ein ähnlich junges Gesicht, das vor einem Jahrzehnt vor ihr gekniet hatte. Hoffnung, Utopie, Wahrheitssuche und Widerstand waren damals kämpferischer aber kaum weniger warm. Sie fleht unhörbar: Nie dürfen solche Gesichter werden wie alle anderen, nie. Scharenweise könnten wir den Friedensfackeln der Toten von Verdun und Stalingrad folgen, scharenweise mit Augen, Mündern und Seelen wie diesen.

Sie wendet ihren Blick wieder nach vorn zu all den Frauen im Saal...

MEIN WEG ZUM QUÄKERTUM

Der Name "Quäker", "Zitterer" (das bedeutet dieser Spottname) wurde diesen individualistischen Gottsuchern beigelegt, weil sie in ihrer "schweigenden Andacht" manchmal während ihrer ekstatischen Rede, die unvorbereitet und spontan aus der Tiefe des Gemüts (oder vom Heiligen Geist eingegeben) hervorsprudelt, zu zittern anfangen. Ich selber habe dieses Phänomen nicht beobachtet, es scheint ausgestorben zu sein; aber wie so oft ist der ursprüngliche Spottname ein Ehrenname geworden. Er steht für "Religion ohne Dogma", für den Glauben an Gott in jedem Menschen, d. h. im Negersklaven, im Indianer, im Strafgefangenen, im Kind, in der Frau usw.. Mich hat bei meinem ersten Besuch in einem Meeting in Frankfurt vor über 10 Jahren vor allem der Umgang mit den Kindern beeindruckt.

Man kann als Quäker Biblizist, Fundamentalist, aber auch Pantheist, ja sogar Anti-Teist (wenn nicht A-Theist) sein. Es gibt im Mutterland des Quäkertums und in aller Welt (wenn auch als Ausnahme) Hindu- und Moslem-Quäker, und neulich hat sich in der englischen Quäkerwochenschrift "THE FRIEND" ein Freund als Quäker-Buddhist bezeichnet. "Freunde" ist die eigentliche Selbstbezeichnung der Quäker ("Society of Friends"). Der Mensch als Gottesfreund ist jedem Menschen Freund, so wie Jesus seinen Mitmenschen Bruder und Freund wurde. (Bekanntlich ließ Jesus auch nach dem Johannes-Evangelium sein Leben "für seine Freunde", und nach Lucas 7,34 war er "der Zöllner und Sünder Freund".)

Es gibt Freunde, die Christus einfach mit dem "Inneren Licht" gleichsetzen und ihn zugleich als Ziel (der Vollen- dung) des Kosmos verstehen. Oder sie definieren Gott als "You Your-Self" (Du-Selbst) in deiner Tiefe oder mit George Fox, dem Gründer der Bewegung, als "infinite ocean of love and light". Unter den englischen Freunden herrscht seit Jahren eine Diskussion über das Thema "Quaker Christian/ Universalist", d. h. das Gespräch geht darüber, ob man als Quäker eine bibelbezogene Jesusnachfolge praktizieren soll oder ob man eine Glaubensposition von grenzenloser Offenheit und Toleranz einnehmen darf - mit der Bereitschaft nicht nur zum Dialog, sondern auch zur Übernahme anderer Glaubenserfahrungen und Meditationswege.

Das Herz des Quäkertums ist die "stille Andacht". Die

Freunde vereinigen sich in der Stille, mit der Stille, miteinander in der Stille in Gott. (Dabei ist die Stille noch nicht = Gott; aber sie ist der "Vorhof" des Tempels der wahren Gottesbegegnung.) Nur in der Stille kann ich echt hören, nur aus der Stille heraus kann ich echt handeln! Eine Predigt gibt es nicht: wohlgesetzte Worte würden nur stören. Eine Theologie ist überflüssig: George Fox (1624 - 1691) war ein geistbegabter Laie; er war allerdings sehr belesen und stand in der Tradition der Deutschen Mystik: Meister Eckhart, Tauler, Seuse, Jakob Böhme. Sakramente sind nicht nötig: der alltägliche Lebensvollzug ist das eigentliche Sakrament, ist Andacht, Gebet. Wenn ich als theologischer Profi die ganze Woche theologisiert habe, freue ich mich auf einen "Gottesdienst", der (fast) nur aus Schweigen besteht!

Natürlich reden Quäker auch miteinander, z. B. in der monatlichen Geschäftsversammlung. Aber Gespräche arten nie in endlose Debatten aus: immer wieder fordert der Versammlungsleiter (clerk) zwischendurch zu einem Schweigen auf. So ist Zeit zum Nachdenken über die Meinung der anderen Freunde, zum Einschwingen auf die Stimmung des anderen. Aber dann wird auch gehandelt! Quäker tun manchmal spektakuläre Dinge, z. B. bringen sie den Feinden ihres Landes medizinische Hilfe (so geschehen im Vietnamkrieg!). Weltbekannt sind die Quäkerspeisungen. Laut Umfrage halten viele Mitbürger die Quäker für eine Verteilungsorganisation für Lebensmittel (wie CARE), ja sogar für eine Haferflockensorte! Damit muß man leben.

Man wird Quäker entweder durch Geburt oder durch Beitritt. Es gibt auch die Möglichkeit, sich in einem äußeren Kreis (Friend of the Friends) zu betätigen. Der Eintritt wird im allgemeinen schriftlich begründet, und zwei "gestandene" Freunde verbürgen sich nach einem Gespräch für die Ernsthaftigkeit des Ersuchens. Die Aufnahme wird offiziell durch die Jahresversammlung (in Bad Pyrmont) vollzogen.

Für mich waren drei Gründe für den Eintritt maßgebend, nachdem mich die entsprechenden Mängel innerlich mit meiner Mutterkirche (der Ev. Kirche von Hessen und Nassau) haben brechen lassen, der ich seit meinem 11. Lebensjahr gedient habe: 16 Jahre als Dorforganist, seit 1958 als Religionslehrer, seit 1965 als Hochschullehrer:

1. das radikale *Friedenszeugnis* der Quäker (englische Quäker haben z. B. auch gegen den Falklandkrieg schärfstens protestiert),
2. das *soziale Zeugnis* und

3. die *Mystik*.

Mystik ist Verschmelzung, Unio/Communio mit dem Absoluten. Ich erfahre das Höchste im Alltäglichen (Deus est maximus in minimis) - oder das Alltägliche weitert sich plötzlich zum ALL-Tag. Auf dieser Basis ist Kommunikation, Begegnung (die mich und den anderen verändert oder seiner selbst sicherer macht) möglich mit allen Menschen guten Willens!

Die deutschen Quäker (Pyrmonter Jahresversammlung) haben als Gesellschaft (wenn auch etwas verspätet) nach den Mennoniten den Friedensaufruf der Bewegung "Ohne Rüstung leben" unterschrieben.*) Frankfurter Quäker arbeiten in einer ORL-Gruppe mit und beteiligen sich an Mahnwachen (jeden Freitag 12 - 13 Uhr an der Frankfurter Katharinenkirche). Das Gedächtnis an *Emil Fuchs*, den Quäker und Religiösen Sozialisten, ist gerade in der Frankfurter Gruppe höchst lebendig; die älteren Mitglieder haben ihn alle noch gekannt.**) Auch *Heinz Kappes* (früher Karlsruhe, jetzt Stuttgart), einer der noch Lebenden aus der Anfangszeit des Religiösen Sozialismus, war eine zeitlang Quäker. *Heinrich Otto* (Kassel, gest. 1973), der bedeutende Historiker des Quäkertums, war Religiöser Sozialist.

Die enge Verschwisterung zwischen Religiösem Sozialismus und Quäkertum zeigt sich auch in England. Dort gibt es innerhalb der "Society of Friends" eine "Gesellschaft Sozialistischer Quäker". Die englischen Freunde betrauern den Tod des großen Sozialisten und Friedenskämpfers *Philip Noel-Baker* (gest. 8.10.1982 im Alter von 92 Jahren).

Ich habe es im übrigen aufgegeben, auf ein klares Friedenszeugnis unserer Mutterkirche zu hoffen. *Hans Apel*, der Verteidigungsminister in der Regierung der sozial-liberalen Koalition, hat wiederholt erklärt, unser Verteidigungskonzept werde nicht durch das Neue Testament in Frage gestellt. Hans Apel ist ein exemplarischer Christ. Keine Kirche hat ihm widersprochen (von der "Erklärung" des Reformierten Bundes einmal abgesehen. ***) Ich möchte nicht

*) Siehe: Ohne Rüstung leben, hg. von "Ohne Rüstung leben", Arbeitskreis von Pro Ökumene, Gütersloh 1981 (GTB-Siebenstern-Taschenbuch)

***) Über Emil Fuchs siehe G. Wirth: Emil Fuchs. Sein Leben und sein Werk, Christ und Sozialist 3/1982. Seine quäkerische Religiosität hat Emil Fuchs formuliert in seiner Schrift: Der Ruf Jesu Christi (Evangelische Zeitstimmen, 5), Hamburg 1961

mit Hans Apel in derselben Kirche sein. Darum bin ich Quäker. *Horst Ehmke* hat den Gegnern der Startbahn West zum Frankfurter Flughafen "Nazimethoden" vorgeworfen und behauptet, daß Startbahngegner durch den leichtfertigen Gebrauch des Begriffs "Widerstand" das Andenken der Männer des 20. Juli 1944 besudeln. Ich habe Horst Ehmke geschrieben, daß ich im Zusammenhang mit der Startbahn aus theologischen und Gewissensgründen das Wort "Widerstand" gebrauche - und daß jeder gerettete Baum im Flörsheimer Wald ein "Baum des Lebens" sei. Keine Amtskirche hat mich in diesem Widerspruch unterstützt. Darum bin ich Quäker.

Heike Hilgendiek

PARAGUAYISCHE KLEINBAUERN - EXISTENZEN OHNE CHANCE?

Paraguay ist mit Bolivien der einzige Binnenstaat Lateinamerikas. Handelsbeziehungen etwa zum europäischen Ausland sind infolgedessen schwieriger aufzubauen als von anderen lateinamerikanischen Ländern. Die bis 1865 gut funktionierende autonome, durch Schutzzölle bewahrte nationale Wirtschaft wurde nach der Zerstörung Paraguays im Dreißigjährigen Krieg (1865 - 1870), in dem ca. zwei Drittel der Gesamtbevölkerung umgebracht wurden, - dies geschah in erster Linie aus kolonialpolitischen Beweggründen Englands mit Hilfe Brasiliens, Uruguays und Argentiniens - nie wieder unabhängig von den Kolonialmächten bzw. den multinationalen Konzernen, die heute die abhängige Entwicklung des Landes im Interesse der überlegenen Industrieländer betreiben. Paraguay - einst autonom und blühend - ist zu einem der ärmsten lateinamerikanischen Länder ge(macht) worden.

90 % der Deviseneinnahmen stammen heute aus Land- und Forstwirtschaft, Industrie entwickelt sich nur schleppend. Das Milliardenprojekt des Itaipú-Staudamms, der von den Regierungen Brasiliens und Paraguays gemeinsam gebaut wird, hat dem Land zwar Devisen gebracht und wird auf lange Sicht sicherlich auch zu einer gewissen Industrialisierung

***) Das Bekenntnis zu Jesus Christus und die Friedensverantwortung der Kirche. Eine Erklärung des Moderaments des Reformierten Bundes, Gütersloh 1982

führen, aber wirklich verdient an diesem Projekt haben bisher nur die ohnehin Einflußreichen: die Militärs, die Großgrundbesitzer, die Entschädigungen für ihr Land bekommen, die Industriellen, die aus dem Ausland Investierenden. Die Landbevölkerung, deren Produkte schließlich den Großteil der Devisen erbringen, ist den korrupten Zwischenhändlern ausgeliefert, verdient zwar zur Erntezeit, aber nie soviel, daß Ersparnis für den Rest des Jahres ausreicht.

Seit 1953 herrscht 'Don Alfredo Stroessner', ein deutschstämmiger Paraguayer, der seine militärische Ausbildung in Brasilien genossen hat, mit einer Militärdiktatur. Der weitverzweigte Parteiapparat (jedes Dorf hat einen Parteivorsitzenden, der mit der Regierung zusammenarbeitet) sorgt für ständige Kontrolle der Bevölkerung. Die im Parlament vertretenen "Oppositionsparteien" verdienen diesen Namen kaum, sind vielmehr opportunistisch, haben aber ohnehin keine Möglichkeit der Einflußnahme, weil die 2/3 Mehrheit der Regierungspartei konstitutionell festgelegt ist.

Etwa 1 Millionen Menschen des 3 Millionenvolkes halten sich in Argentinien auf, da die politische Verfolgung besonders in den 70er Jahren in Paraguay - sowohl durch die Allgegenwart der Partei als auch des Militärs und der Polizei - sehr stark war. Ein Großteil der Landbevölkerung versucht in der Hauptstadt ihr Glück, da das Überleben auf dem Land durch die Zentralisierung des Landes in wenigen Händen immer schwieriger wird, muß aber dort meist erfahren, daß Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Verslumung ihre Situation nur noch verschlechtern.

Für romantisch angehauchte Leute mag sich ein Dorf im Urwald Paraguays idyllisch ausmachen; die rote Lehmstraße gesäumt von gelbblühenden Lapachobäumen, links und rechts Holzhäuser, kleine Bars, eine Apotheke mit dem schönen Namen "Buen Jesus" (Guter Jesus), vielleicht noch ein Eselskarren oder ein Ochsespann. Vor den Haustüren sitzen die Männer, die ihren Mate trinken und offenbar den Tag genießen: Probleme scheint es nicht zu geben, man ist wie in eine andere Zeit versetzt. Die kleine Tankstelle stört das Bild etwas und die großen Lkw's, die riesige Baumstämme geladen haben, und auch das Summen der Motoren der Sägemühle am Ende des Dorfes.

Beim näheren Hinsehen bleibt freilich nicht viel von der Idylle. Sehr viele der im Osten Paraguays im Urwald liegenden Dörfer sind in den letzten 15 - 20 Jahren entstanden. Eine beträchtliche Anzahl brasilianischer Kleinbauern sah im Verkauf ihres Landes in Brasilien und in der Über-

siedlung nach Paraguay, in das Grenzgebiet entlang des Parana, eine Chance, ihre sozial-ökonomische Situation zu verbessern. Das Land in Paraguay war billiger als in Brasilien, der paraguayische Staat bot - zumindest auf dem Papier - Hilfe an. Die Kleinbauern kamen mit Kind und Kegel und begannen das Stück Urwald, das sie erworben hatten, zu kultivieren.

Einige hatten schon beim Landkauf die Erfahrung gemacht, daß auch in Paraguay nicht alles eitel Sonnenschein ist, da das Land durch Zwischenhändler schon relativ teuer geworden war und die "Sonderangebote", von denen ihnen erzählt worden war, für sie nicht mehr galten. Andere hatten unterwegs die Realität, die ihren Erwartungen in keiner Weise entsprach, kennengelernt: zunächst wurden ihnen an der Grenze Zollgebühren abverlangt, während des weiteren Weges aus fadenscheinigen Gründen weitere Gebühren - oft von dazu in keiner Weise autorisierten kleinen Polizisten, die ihre Chance witterten, Geld zu "verdienen".

Wieder andere erlebten die erste Enttäuschung bei der ersten Ernte, die vielleicht verregnet war oder vertrocknet; wieder andere, als sie feststellen mußten, daß ihre Produkte plötzlich einen viel schlechteren Preis hatten als zuvor, weil die Weltmarktlage sich verändert hatte oder weil Großfarmen die Produkte billiger auf den Markt brachten. Das gelobte Land hatten alle nicht gefunden - die harte Arbeit beim Kultivieren des Urwaldes wurde durch geringe Gewinne oder gar Verluste quittiert. Viele haben sich schon wieder auf den Weg gemacht und versuchen ihr Glück ein paar hundert Kilometer weiter im Westen oder gehen zurück nach Brasilien.

Problematisch dabei ist in erster Linie der unweigerlich eintretende Primitivierungsprozess: Im letzten Dorf gab es vielleicht noch eine Schule, die für die Kinder erreichbar war, so daß sie wenigstens die Grundkenntnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens erwerben konnten; am neuen Ort im Urwald gibt es oft gar nichts! Man baut seine Holzhütte und einen Brunnen, das Lebensnotwendige wird selbst produziert, und man lebt weitgehend isoliert. Ein anderes Problem ist, daß durch die Fluktuation in den Dörfern natürlich eine Organisation der Bauern erschwert wird.

Schulen

In den nun schon etwas älteren Dörfern gibt es häufig zumindest die sechsjährige Grundschule. Die Schulen sind staatlich und eigentlich kostenfrei, allerdings wird üblicherweise pro Elternpaar ein Beitrag von ca. 150 Guaranies pro Monat erhoben. (1 DM entspricht ca. 60 Guaranies -

allerdings gibt es für die Kleinbauern kein regelmäßiges monatliches Einkommen, und die saisonbedingten Einkünfte reichen nicht für ein ganzes Jahr. Zum Vergleich: ein Tagelöhner in Asunción verdient ca. 400 Guaranies.) Die Bücher und Hefte müssen selbst angeschafft werden, ebenso die Schulleitung. Im ländlichen Gebiet Paraguays herrscht großer Lehrermangel: keine Lehrerin aus Asunción hat Lust, in einem Dorf zu arbeiten, in dem es weder elektrisches Licht noch fließendes Wasser noch angemessene medizinische Versorgung noch Telefonverbindung oder kulturelle Veranstaltungen gibt. Lehrer gibt es so gut wie keine, weil das Gehalt nicht ausreicht, eine Familie zu ernähren. 24.000 Guaranies, das Lehrergehalt, entsprechen etwa 400 DM, wobei das Preisniveau, außer für die Grundnahrungsmittel, oft dem der Bundesrepublik entspricht.

Die sechsjährige Schulpflicht wird kaum wahrgenommen, was sicher neben finanziellen und infrastrukturellen Gründen auch auf innere Schwierigkeiten in den Schulen zurückzuführen ist. Die pädagogische Ausbildung der Lehrerinnen ist oft nicht gut. Die Klassen sind heterogen, da viele Kinder erst mit 10 Jahren zur Schule gehen; die Klassen sind auch meist sehr groß. Unter den Kindern herrscht häufig noch Sprachschwierigkeiten - zu Hause spricht man noch Portugiesisch, aber in der Schule nur Spanisch: die paraguayischen Kinder sprechen oft nur Guarani, eine Indiosprache, die ca. 90 % der paraguayischen Landbevölkerung als Muttersprache und einzige Sprache spricht. Soweit die Situation in einem Dorf, das schon etabliert ist.

In den Außenbezirken sieht es noch schlechter aus. Entweder gibt es gar keine Schule oder es wurde eine von Eltern erbaut; dann gibt es aber oft keine Lehrerin - und wenn eine Schule eine Lehrerin hat, muß für sie oft ein Anreiz - meist finanzieller Art (von den Eltern getragen, die schon den Bau der Schule finanziert haben) - geboten werden, damit sie bleibt. Kinder, die weiter entfernt wohnen, gehen häufig gar nicht zur Schule - Busverbindungen gibt es nicht, oft noch nicht einmal Straßen. Bei Regenwetter sind aber auch die evtl. existierenden Straßen unbefahrbar. Oft werden die Kinder als zu Hause einsetzbare kostbare Arbeitskraft gar nicht zur Schule geschickt.

Die offizielle Statistik spricht von ca. 20 % Analphabeten in Paraguay, andere Schätzungen geben Zahlen von bis zu 50 % an. Alphabetisierungsprogramme existieren zwar zum Teil, sind aber schlecht besucht, da viele Erwachsene sich ihres Analphabetentums schämen, aber auch nach einem 12- oder 14- oder 16stündigen Arbeitstag nicht mehr die Kraft haben, sich auf die Schulbank zu setzen.

Gesundheit

Wegen der fehlenden Straßen ist auch der Weg zum Arzt erschwert. Selbst wenn ein Dorf einen Arzt hat, heißt das nicht, daß die medizinische Versorgung gewährleistet ist. Die meisten Leute können sich den Arztbesuch gar nicht leisten. Das soziale Netz ist so gut wie nicht existent: jede Untersuchung, jede Operation und auch jedes Medikament werden extra bezahlt. Die Krankenversicherung ist zwar obligatorisch für Arbeitnehmer; aber erstens gibt es in den Dörfern fast keine "Arbeitnehmer", sondern größtenteils "selbständige" Kleinbauern, und zweitens drücken sich die Firmen mit Tricks um den von ihnen geforderten Beitrag zu dieser Versicherung herum. Eine Unterleibsoperation z. B. sollte ca. 40.000 Guaranies kosten (bei einem Verdienst von 24.000 Guaranies einer Lehrerin, die zu den wenigen gehört, die zumindest ein regelmäßiges Einkommen haben, wenn auch noch immer ein geringes - die Bauern verdienen im Jahresdurchschnitt bei weitem nicht so viel), und die Versicherung wollte ganze 7.000 Guaranies bezahlen. Auch die hygienischen Verhältnisse lassen oft zu wünschen übrig. Häufig werden Wasser oder Milch nicht abgekocht, Sauberhalten der Gebrauchsgegenstände für Kleinstkinder fällt schwer, und Kenntnisse über den Weg der Krankheitsübertragung sind oft dürftig.

Staatliche Repräsentation

Hilfe von Seiten des Staates kann kaum erwartet werden, da der Staat kaum seine eigenen Repräsentanten ordentlich bezahlt. In den meisten Dörfern gibt es einen "Comissario", den Polizeichef, der mit einem Mindestlohn seine Familie ernähren soll. Da die Ernährung, vollends die Ausbildung der Kinder für ihn unmöglich ist, greift er auf seine Macht zurück und beginnt z. B. Leute ohne Grund einzusperren, um von ihnen Geld zu verlangen und sie, nachdem sie bezahlt haben, wieder freizulassen. Oder er verschafft sich, indem er aus Privatbesitz Holz schlägt, einen lukrativen Nebenverdienst. Es gibt so etwas wie "Grenzen für das Klauen": bis zu einem bestimmten Punkt stiehlt der eine Comissario das Holz, und von diesem Punkt an nach Süden der Comissario des nächsten Dorfes! Für diejenigen, die sich ein kleines Stück Wald gekauft haben, um das Holz zu verkaufen, bedeutet dieser "halblegale Diebstahl" eine völlige Auslieferung, da sie sich gegen die Willkür der Polizisten nicht wehren können.

Itaipú-Staudamm und Siedler

Die Siedler entlang der paraguayisch-brasilianischen Grenze

zwischen Guaira und Foz do Iguazu haben gegenwärtig große Sorgen um ihr Land. Mitte 1982 wird mit der Stauung des Parana für das große hydroelektrische Staudammprojekt Itaipú begonnen. Der Itaipú wird von Paraguay und Brasilien zur Stromversorgung gebaut. Daß Paraguay aufgrund vertraglicher Regelungen und der Verpflichtung, Brasilien den Strom zu einem sehr geringen Preis zu verkaufen, ohnehin von diesem Geschäft nicht viele Vorteile hat, sei dahingestellt.

Für die Kleinbauern, die von der Stauung betroffen sind, bedeutet es jedenfalls, daß sie "verschwinden" müssen. Das heißt aber auch, daß sie sich, um überleben zu können, neues Land kaufen müssen, und das wiederum bedeutet, daß sie auf eine Entschädigung für ihr Land angewiesen sind. In Brasilien haben die Bauern mit Hilfe einer Organisation der katholischen Kirche und anderer Institutionen (Comissao Pastoral da Terra u. a.) eine Erhöhung der ursprünglich vorgesehenen Entschädigung erreichen können. Die Bauern haben sich organisiert, große Demonstrationen in Foz do Iguazu veranstaltet, dort die Straßen gesperrt und sehr viel Solidarität untereinander gezeigt. Auch die Bevölkerung hat die demonstrierenden Bauern nach Kräften unterstützt.

In Paraguay war diese Solidarisierung bisher nicht möglich. Die einst bestehenden Bauerngewerkschaften (Ligas Agrarias) und Basisorganisationen sind gründlich zerstört worden, und eine Neuorganisation ist wegen der in Paraguay größeren - und berechtigten - Angst sehr viel schwieriger als in Brasilien. In einem Land mit nur 3 Millionen Einwohnern ist eine staatliche Kontrolle sehr viel leichter durchführbar als in einem Land mit mehreren hundert Millionen Einwohnern - und da Diktaturen nichts so sehr fürchten wie die Selbstorganisation der Bürger, wissen sie eben solche Organisationen sehr effektiv zu unterbinden. Diese Unterbindung geht heute zum Teil durch "Kaufen" maßgeblicher Leute vor sich, ferner durch das Einsetzen staatlicher Gewerkschaften und Genossenschaften. Besonders in der Zeit zwischen 1975 und 1977 wurden in Paraguay viele Leute aus politischen Gründen festgenommen, gefoltert oder umgebracht. Es gibt einige Organisationen der Kirchen, die die juristische Unterstützung der politischen Gefangenen übernommen hatten. In Asunción ist das Comité de Iglesias, eine ökumenische Organisation, sehr aktiv; auf dem Lande arbeiten einige Tochterorganisationen.

Durch die Hilfe dieser Tochterorganisationen für die Bauern wurde es einigen möglich, wenn sie ihr Land wegen des Staudamms verlassen mußten, eine neue Existenzgrundlage zu erwerben, also ca. 10 ha Land. Die Verhandlungsstrategie des

Itaipú ist für "die da unten" sehr zermürbend, denn ständig werden Auszahlungstermine verschoben, und den Bauern werden dadurch andere Geschäfte unmöglich gemacht; oft erscheinen die Verantwortlichen des Itaipú gar nicht zu Verhandlungen.

Neben den organisatorischen Schwierigkeiten mit dem Itaipú besteht das grundsätzliche Problem, daß die Bauern meist trotz legalen Landkaufes keine Papiere, keine Besitzurkunden über dieses Land ihr eigen nennen. In vielen Fällen gelingt es somit nicht, das Besitzrecht zu beweisen, und sie gehen ganz leer aus - und der Großgrundbesitzer, der ihnen das Land teuer verkauft hat, wird nochmals bezahlt.

Wirtschaftliche Situation

Aber nicht nur die unmittelbar vom Itaipú betroffenen Bauern haben ihre Probleme finanzieller Art. Die meisten Bauern treiben Monokultur und pflanzen Soja an. Vor einigen Jahren versprach der Weltmarktbedarf an Soja gute Gewinnchancen; mittlerweile ist aber die Produktion so sehr gestiegen, der Bedarf aber durch Ersetzen durch andere Produkte so sehr gesunken, daß der Sojapreis immer mehr absackt. Die Zwischenhändler verdienen zwar noch sehr gut an der Soja, aber sie können auch abwarten, bis der Preis etwas besser wird. Die kleinen Produzenten dagegen sind darauf angewiesen, ihre Produkte sofort abzusetzen, und müssen mit Hungerlöhnen zufrieden sein. Die in Paraguay bestehenden Kooperativen (Genossenschaften) sind mehr oder weniger korrupt, genießen durch Tricks Steuervergünstigungen, und die Entwicklung authentischer Bauerngenossenschaften scheitert meist am gegenseitigen Mißtrauen und aus Angst vor den Anfangsschwierigkeiten.

Auch die Verteilung des Bodens entspricht mehr einem Feudalsystem als dem eines Staates des 20. Jahrhunderts. 2,6 % aller Landbesitzer verfügen über 75 % der wirtschaftlichen Nutzfläche, während 97,4 % aller Landbesitzer sich 25 % des bewirtschaftbaren Bodens teilen. Heute wird auch gerade in Paraguay sehr viel billiges Land von europäischen und nordamerikanischen Konzernen oder Privatpersonen gekauft - die ursprünglichen Bewohner werden vertrieben. Durch die groß angelegte Produktion der neuen Eigentümer verschlechtert sich die Situation der Kleinbauern, da die Großproduzenten die Produkte viel billiger anbieten können und den Kleinbauern so massive Preiskonkurrenz machen, daß das Land, das sie besitzen, als Existenzgrundlage nicht mehr ausreichen kann.

Die Bauern, die auf dem Land eines Großgrundbesitzers ar-

beiten, oder auch bei einem Kleinbauern, der etwas mehr Land besitzt als die anderen, liefern 30 % des Ertrages als Pacht ab. Haben sie Glück und können einen Überschuß erwirtschaften, so reicht dieses Geld meist nicht aus, Land zu erwerben, da der ursprüngliche Preis durch Bodenspekulation und Zwischenhändler weit in die Höhe getrieben wird. Die Kleinbauern befinden sich in einem Teufelskreis: mehr Arbeit = mehr Produktion (?) = geringerer Verkaufspreis = mehr Arbeit ..., und das Land wird immer teurer, denn die in deutschen Zeitungen genannten Preise treffen zwar für Großinvestoren aus dem Ausland zu, aber nicht für die paraguayische Landbevölkerung.

Trotz all dieser Mißerfolge und Niederlagen geben viele die Hoffnung nicht auf und wandern weiter, versuchen ihr Glück auf dieselbe Art an einem anderen Ort, um wieder enttäuscht zu werden, weil die verlockenden Versprechungen anderer meist doch nicht zutreffen. Einen neuen Weg über Gewerkschaften und Genossenschaften auszuprobieren, verbieten ihre Angst und ihr Mißtrauen.

Frauen

Das Einzelkämpfertum der Kleinbauern führt ganze Familien in den Wald und damit in die Isolation. Ohne Ausbildung, oft ohne die Grundlagen des Lesens und Schreibens, ziehen Eltern mit acht oder neun Kindern in die Einsamkeit und arbeiten dort als Gruppe im Feld. Die Belastung der Frauen ist dabei besonders groß: sie haben für das Essen zu sorgen, d. h. dafür, daß überhaupt etwas angepflanzt wird und gedeiht, und dafür, daß es auf den Tisch kommt, also zubereitet wird. Das Vieh ist zu versorgen, und die Mitarbeit im Feld ist auch selbstverständlich. Darüber hinaus müssen viele Frauen, wenn sie sich ihrem Mann verweigern, damit rechnen, von ihm verprügelt zu werden - und dann lassen sie sich oft lieber als Lustobjekt gebrauchen.

Die Mädchen heiraten oft mit 15 oder 16 Jahren und gehen damit vom Herrschaftsbereich ihres Vaters in den ihres Mannes über. Eine Frau mit sechs, sieben oder acht Kindern, die selber noch nicht 30 Jahre alt ist, ist keine Seltenheit. Da überrascht es nicht, daß die 30jährigen oft wie 50jährige erscheinen. Verhütungsmittel sind zum Teil unbekannt, und wenn bekannt, dann für viele zu teuer, da es z. B. die Pille nicht auf Rezept gibt.

Für den Mann ist es selbstverständlich, daß er vor der Ehe sexuelle Beziehungen hat, während dies für eine Frau geradezu verpönt ist. Treffendes Beispiel: ein junger Mann schwängert ein junges Mädchen, die beiden möchten auch hei-

raten. Kommentar des Vaters des Mannes: "Die erste Frau heiratet man nicht." Das bedeutet, daß die Frau mit dem Kind allein dasteht; an Alimente ist gar nicht zu denken. Der Kommentar des Vaters bzw. der Gehorsam des Sohnes spiegeln ebenfalls die patriarchale Struktur der Familie wieder.

Ein anderer Spiegel des Patriarchats ist etwa die Mahlzeit bei einer Feier. Normalerweise essen die Männer im ersten Durchgang, Frauen und Kinder im zweiten. Zu einem Fest wird die Frau zwar ab und an mitgenommen, generell ist sie aber an das Haus gebunden und hat keine Möglichkeit, soziale Kontakte zu knüpfen. Diese Isolation führt dann dazu, daß die Frauen im Umgang mit anderen Menschen sehr unsicher werden und die meisten Frauen sich in jeder Beziehung auf den Mann verlassen, d. h. sich ihm ausliefern. Daß dies für die paraguayische Gesellschaft nicht immer repräsentativ war, zeigt die Zeit nach dem Dreibundkrieg, als die Frauen darauf angewiesen waren, sich selbst und ihre Familie zu versorgen. Mit der Verdingung der Männer als Arbeitskräfte der neuen Machthaber wurde aber der Mann als "Verdiener" so aufgewertet, daß die Frau als die nicht unmittelbar finanziell zum Überleben der Familie beitragende immer mehr abgewertet wurde.

Kinder

Die Behandlung der Kinder ist in den meisten Fällen recht rüde. Die Kinder lernen früh ihre Arbeit kennen, und das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist auch in erster Linie über die Arbeit bestimmt. Gemeinsames Spiel gibt es kaum unter den Kindern, erst recht nicht mit den Erwachsenen.

Die älteren Schwestern haben bereits mit acht oder neun Jahren die jüngeren Geschwister zu versorgen, während die Jungen im Feld arbeiten müssen. Den Kindern wird kaum gestattet, durch Fehler zu lernen oder durch Experimente Erfahrungen zu machen; von ihnen wird erwartet, verantwortungsbewußt die ihnen zugewiesene Rolle (also z. B. Mutterersatz) zu spielen; unbedarftes Kindsein wird häufig bestraft. Einerseits beginnt früh eine sehr große Belastung der Kinder, und andererseits wird es, weil die Eltern kopiert werden (müssen), unmöglich, daß die Kinder als Erwachsene Alternativen zum Bisherigen entwickeln - zumal auch ihr Kenntnisstand mangels Schulbildung oft zu gering ist.

Hilfsorganisationen

Es existieren einige Ansätze der Hilfeleistung, wie z.B. einige Landwirtschaftsschulen, die aber zum Teil so groß angelegt sind, daß sie für die Kleinbauern wenig austragen, die Schüler im Gegenteil nicht an die Verbesserung der Situation ihrer Familie heranführen, sondern ihnen europäische oder nordamerikanische Technologie beibringen. Einige wenige kleiner angelegte Schulen, die die Bauern weg von der Monokultur und zurück zur Subsistenzwirtschaft bringen wollen, und die bei den Jungen ansetzen, werden auf lange Sicht mehr erreichen können. Die Möglichkeit, den Schülern die Notwendigkeit der Unabhängigkeit von staatlichen Genossenschaften mit Preismonopol klarzumachen, ist in einer kleinen Schule, die den Strukturen viel näher ist, die die Jungen von zu Hause kennen, wesentlich größer.

Es gibt eine von "Brot für die Welt" und anderen europäischen Organisationen getragene Schule, die paraguayisches Lehrpersonal hat und ca. 50 Schüler unterrichtet. Diese Schüler verstehen nun etwas von Saatwechsel, von natürlichem Düngen, von Viehpflege; vor allem kennen sie die zukünftigen Kleinbauern der Gegend aus der Schule und können dort vielleicht so etwas wie die bis 1975 existierenden Bauerngewerkschaften - wenn auch zunächst in kleinem Rahmen - wieder aufbauen.

Um die Schwierigkeiten der Landbevölkerung im Grenzgebiet zu Brasilien kümmert sich auch eine der erwähnten Tochterorganisationen des Comité de Iglesias, das PAC (Programa Ayuda Cristiana). Neben der juristischen Unterstützung hinsichtlich des Itaipú vermittelt es auch Schulungen in Hygiene und Gesundheit - besonders Säuglingspflege -, gibt den Bauern Ratschläge für den Anbau und die optimale Nutzung des Bodens, sorgt dafür, daß die Leute einander kennenlernen und anfangen, sich zu organisieren.

Die Situation ist insgesamt anders geworden als 1975. Die politische Verfolgung hat sich etwas entschärft, der Landbevölkerung allerdings geht es nach wie vor schlecht. Viele Paraguayer haben immer noch große Angst - oft berechtigterweise: z. B. wurde im letzten Sommer eine Studentin wegen des Besitzes einiger marxistischer Literatur, die sie auch für ihr Studium brauchte, festgenommen und erst Ende des Jahres auf öffentlichen Druck hin freigelassen! Die Menschen fürchten, daß sie bei politischen Aktivitäten die Repression des Militärstaats zu spüren bekommen. Sie werden nur durch wirklich "vertrauenbildende Maßnahmen" lernen, sich zu organisieren und gemeinsam zu wehren.

BUCHBESPRECHUNGEN

Heinrich Albertz: Blumen für Stukenbrock. Biographisches, Radius-Verlag, Stuttgart 1981

Der Theologe und Politiker Heinrich Albertz kann auf ein bewegtes und bewegendes Leben zurückblicken. Theologe und Politiker - mit diesen beiden Vokabeln sei angedeutet, um welches Spannungsfeld es in diesem Buch geht, und welche Aktualität dahintersteht. Albertz ist überzeugter und engagierter Christ. Als Politiker hat er versucht, an diesem Zeugnis festzuhalten, es in seinem Tun zum Wirken zu bringen. Wie weitgehend das gelingen kann oder zum Scheitern verurteilt ist, darüber legt Albertz in seinem Lebensbericht Rechenschaft ab.

Albertz hat ein Jahr lang Tagebuch geführt (1980/81) und dabei auf die wichtigsten Stationen seines Lebens zurückgeblickt: Kindheit und Jugend, Studium, die Zeit der Bekennenden Kirche, die Jahre des politischen Wiederaufbaus Deutschlands, die politische Verantwortung als Bürgermeister und Regierender Bürgermeister Westberlins (1962-1967), die dramatischen Stunden des Mauerbaus (1961), des Schah-Besuchs und des Todes von Benno Ohnesorg (1967), die Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz und der Flug mit den freigesetzten Gefangenen nach Aden (1975), Kirchentage, Begegnungen, Gespräche, Diskussionen, Predigten, Reden, offene Briefe usw. - eine ungewöhnliche Biographie, Zeugnis eines unbequemen und selbstkritischen Mahners, der mit einer Sensibilität ohnegleichen unser Zeitgeschehen verfolgt.

Heinrich Albertz ist kein Mann der großen Worte oder Theorien. Auf verständliche Art beschreibt er einfache Dinge seines Lebens ebenso überzeugend und einleuchtend wie große Zusammenhänge der Politik. Erzählend macht er sein evangelisches Bekenntnis deutlich, ein Mensch vor dem Unfaßbaren seines Schöpfers, ruhig und bescheiden argumentierend, aber radikal und kompromisslos, wenn es um das Entscheidende, um den Frieden, um eine lebenswerte Schöpfung, um die Würde des Menschen, um den Weg von Jesus geht ("Jesus, der uns den Menschen, so wie ihn sein Schöpfer gewollt hat, vorlebte"). Albertz hat in vielen schwierigen Situationen, in denen er öffentlich Verantwortung trug, auf diesen Jesus gebaut. "Der erste wirkliche Mensch seit Adam", "der seltsame Mann aus Nazareth, Gottes Sohn" gibt ihm den Rückhalt, die Gewissheit, "die bessere Sache zu vertreten".

"Manchmal bin ich tief gestürzt." Albertz versteckt sich nicht hinter seinen Ängsten und Zweifeln, hält nicht zurück mit Selbstkritik, benennt nüchtern seine Schuld. "Ich wecke überall Erwartungen, die ich nicht erfüllen kann." Er geht mit sich ins Gericht, bekennt seine Grenzen. "Es ist nicht leicht, in der Politik gütig zu sein" - ein Kernsatz des Buches, der auf die Not hinweist, wenn in der Politik nach christlichen Maßstäben gesucht wird. Was nach seiner Überzeugung not-wendig wäre, gibt Albertz deutlich zu verstehen: "Das Ziel muß doch sein, daß Menschen als Menschen, ich sage es in meiner Sprache: als Geschöpfe Gottes miteinander leben können, und das Ziel muß doch sein, daß die Erde, auf der wir leben, das bleibt, was sie sein sollte, nämlich eine Schöpfung, in der man leben kann." Hinter dieser Aufforderung steht eine schonungslose Analyse: "Wir leben weit über unsere Verhältnisse, wir vergeuden die knapper werdenden Energiequellen, wir zerstören systematisch die Schöpfung Gottes, wir beuten die Völker der Dritten und Vierten Welt rücksichtslos aus, wir rüsten uns zu Tode."

Auf den Schluß des Buches hin wird Albertz, wie mir scheint, unversöhnlicher gegenüber der Arroganz der Macht. In einer eindrücklichen Karfreitagspredigt kommt das zum Ausdruck. Albertz hat diese am 17. April 1981 in Berlin gehalten, auf dem Hintergrund eines Hungerstreiks (mit Todesfolge) von Häftlingen der Terroristenszene. Predigttext ist das Jesuswort "Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", für Albertz das entlarvendste Wort Jesu am Kreuz. "Es zeigt uns so, wie wir sind. Die damals und wir heute, wer wußte, was er tat, wer weiß es heute?" Albertz geht dieser Frage nach, bei den Soldaten, den Offizieren, dem Volk, den Hohepriestern ("Sie werden viele Nachfolger haben") und fragt: "Sind wir so taub, daß wir nicht auch ohne weitere Erläuterung hören können, was uns die Geschichte des Todes Jesu zu sagen hat?" Denn nach dem Prozeß Jesu bekomme der sterbende Christus plötzlich viele Gesichter, "die Gesichter aller Geprügelten und Geschlagenen, aller Gefolterten und Gehenkten in der ganzen Welt und hier bei uns zu Hause. Nun bekommen Pilatus und Kaiphas und auch das schreiende Volk und die höhnenden Soldaten viele Nachfolger, in der ganzen Welt und hier bei uns zu Hause." Nun sei dieses Kreuz plötzlich eingerammt mitten in die Wirklichkeit, in der wir leben. "Ob wir wohl endlich ernst nehmen können, wer der ist, nach dem wir uns Christen nennen. Wie er starb. Mit wem er starb. Wer ihn ans Kreuz brachte?"

Das sind deutliche Worte. Sie geben diesem Buch das gleichzeitig Herausfordernde und Ermutigende: Heinrich Albertz nennt die Dinge beim Namen und legt zugleich ein radikal

menschliches Zeugnis ab. Er tut es für viele, die den Mut dazu nicht mehr haben.

Mathys Wild

Dorothee Sölle: Im Hause des Menschenfressers. Texte zum Frieden, Rowohlt Taschenbuch Verlag Reinbek bei Hamburg 1981 (rororo aktuell 4848), 170 Seiten

"Sich einmischen heißt Widerstand organisieren", "Frei werden wir, wenn wir aktiv, bewußt und militant für den Frieden arbeiten lernen." Diese von Dorothee Sölle in ihr Buch mottoverdächtig eingestreuten Sätze haben als Marschrichtung der derzeitigen bundesdeutschen Friedensbewegung eine erste Bestätigung gefunden. Auf Großdemonstrationen zeigten Hunderttausende Bundesbürger, daß sie diesem Motto Nachdruck verleihen möchten. Aus ihrem eigenen Engagement liefert Frau Sölle ein kleines Handbuch zum Frieden für diejenigen, die ihren Einsatz für den Frieden mit einigen weitergreifenden Allgemeinüberlegungen paaren mögen. Eine kleinere Auswahl aus Dorothee Sölles engagierter Lyrik würzt das Buch und drückt ihm als Prägestempel sein Leitmotiv auf: die Auseinandersetzung mit dem "Menschenfresser", das Leben im "Hause des Menschenfressers", Predigten, Artikel und Vorträge beleuchten politisch und theologisch das Friedensthema. Dazwischen streute Frau Sölle als Informationstexte einige Dokumente ein, die ihr zum Verständnis der Friedensfrage unentbehrlich schienen.

Dorothee Sölle's Buch ist parteilich, die Fortführung ihres Einsatzes für den Frieden im Medium der Literatur. "Die ganze Aufgabe guter Menschen besteht darin, das Volk zu lehren, 'Nein' zu sagen" (9). Dieses Motto von Proudhon welches D. Sölle über ihr Vorwort stellt, bildet ein Leitmotiv für ihr Friedensengagement. Ihre Parteinahme erschöpft sich jedoch nicht in platten Handlungsappellen oder in einer Kritik an der Passivität ihrer Leser. Zweifellos sollen die Leser bei zunehmender Durchdringung der Texte die Unsinnigkeit alles Wett- und Nachrüstens auch begreifen lernen. Doch besteht Dorothee Sölle's hervorragende Leistung darin, die staatliche Militärmaschine in der Symbol des "Menschenfressers" auf eine existenziell eingängige, das Problem ethisch vertiefende Verständnisebene zu bringen. Die Metaphorik des "Menschenfressers" faßt eine Wirklichkeit zusammen und gibt Anleitung zu deren Verständnis und Bewältigung:

"Geboren in der Zeit des Gases / geriet ich später ins Haus des Menschenfressers / Seine Frau die schöne rundliche / nahm mich fürsorglich auf / und gab mir reichlich zu essen / versteckte mich vor ihm / wenn er nach Hause kam /

Jetzt lebe ich nicht so schlecht / im Hause des Menschenfressers" (15).

In ihrer ganzen Bildhaftigkeit atmen diese Zeilen die Ambivalenz der Existenz in der wirtschaftlich wie militärtechnisch hochentwickelten Bundesrepublik. Die Wahrheit dieser Erkenntnis setzt D. Sölle nicht in billiges Moralinum, sondern entwickelt nachdenkliche Skepsis und Selbstkritik: "Ich persönlich laufe tagsüber frei herum / im Hause des Menschenfressers / scherze mit seiner Frau und denk mir nichts weiter / Nur am Abend wenn er nach Haus kommt / herumschnüffelt und mich sucht / zittere ich vor Angst / in meinem bombensicheren Kistchen" (15).

Dorothee Sölle schreibt als mitbetroffene Zeitgenossin, schreibt sich in diesen Zeilen die Angst und Beklemmung in unserer hochgerüsteten nachrüstungsschwangeren Republik von der Seele. Die Texte können und wollen die berechtigte Furcht vor den Folgen einer solchen Rüstungswirtschaft und -politik nicht zur Seite schieben. Die Hoffnung auf eine spürbare Veränderung ist bei D. Sölle nur eine zarte Pflanze. Skepsis überwiegt: "Eines Tages / das war noch nie anders / frißt uns der Menschenfresser / das war immer so / bisher" (16).

Theologisch setzt Dorothee Sölle mit ihrem Neuverständnis des Dämonischen einen deutlichen Akzent (30 ff. und 33 ff.). Das Leben "im Hause des Menschenfressers" wird theologisch als Begegnung mit dem Dämonischen interpretiert. Christi Begegnung mit Dämonen, seine Benennung der Dämonen, ihre Austreibung und Überwindung wird für D. Sölle zum Modell für den theologischen Umgang mit einer scheinbar allmächtigen Verstrickung in Rüstungsindustrie und Kriegspolitik. Der Dämon, zusammengefaßt im Symbol des Menschenfressers, macht etwas sonst Unfaßbares anschaulich, verdeutlicht die menschenzerstörende Richtung, die Wirtschaft und Politik eingeschlagen haben. Im Unterschied zu einer platten Dämonisierung - die Angst macht und lähmt - zeigt das neutestamentliche Vorbild Mittel und Wege zur Austreibung und Überwindung von Dämonen.

Ausgerechnet die medizinisch meistumstrittenen der Wunder Jesu, diese Dämonenaustreibungen, werden bei D. Sölle zum Modell des ethischen Umgangs mit einer politisch wie wirtschaftlich aussichtslos scheinenden Situation umfassender Militarisierung. Ein theologisch mutiger Schritt. Er steht ganz in der Tradition von Christoph Blumhardt, Hermann Kutter und Leonhard Ragaz. Christoph Blumhardt verstand die Dämonenaustreibungen Jesu als Dramatisierung der Frage: Wer herrscht über diesen Menschen? Diese Machtfrage

übertrag er auf die Gesellschaft. Herrscht Christus oder der kapitalistische Egoismus? Auch die menschenzerstörenden Kräfte in der kapitalistischen Industriegesellschaft sind solch ein menschenfressender Dämon. D. Sölle knüpft hier unmittelbar an und führt dieses religiös-sozialistische Denken aktuell weiter. Damit gibt sie Formeln für ein nachvollziehbares Zeitverständnis aus dem Glauben an die Hand. Alle zum Krieg treibenden Kräfte, das sind die Dämonen unserer Zeit, die wir austreiben müssen.

Ein eindeutiges Wirklichkeitsverständnis enthält auch Handlungsfolgen. Neben den bekannten Flugblättern der Aktion "Ohne Rüstung leben" liest sich dies in lyrischer Sprache folgendermaßen: "Da erinnere ich daran / daß Gott nicht in einem Tank kam / und nicht in einer Bank geboren wurde / und die alten Wunderwaffen / die Blitze und Donner und himmlischen Heere / einseitig aufgab / die Paläste die Könige und die Soldaten / waren nicht sein Mittel als er / unilateral / anfang ein Mensch zu werden / das ist ohne Rüstung zu leben" (69).

Mitarbeit bei der Aktion "Ohne Rüstung leben" wird zum Anfang der Nachfolge Christi. Das Reich Gottes gerät zum Urbild einer alternativen Welt: "Das kleine Einmaleins ist das Netzwerk, das große die neue Stadt" (149).

Wer das Evangelium so direkt auffaßt, macht sich angreifbar und weckt Widerspruch. Wer sich aber gegen solche Konkretion sträubt, muß sich fragen lassen, ob er sich nicht damit nur vor den ganz normalen Folgen des Christseins drücken möchte. Über Details der wirtschaftlichen und politischen Analyse bei Dorothee Sölle mag man streiten, nicht aber über die Dringlichkeit und Verbindlichkeit der großen Richtung, die sie in ihren "Texten zum Frieden" einschlägt.

Klaus Jürgen Meier

Christiane Dannemann / Ulrich Dannemann: Die Startbahn West ist überall. Christliche Existenz heute, erlebt in den Auseinandersetzungen um den Frankfurter Flughafen. Ein Tagebuch. Mit einer Einführung von Helmut Gollwitzer, Chr. Kaiser Verlag München 1982, 216 Seiten

Wenn wir hören, daß in unserem Land Menschen aller Altersgruppen, aller Schichten und Klassen sich zu gemeinsamer Sache zusammenfinden, dann muß es sich wohl, so vermuten wir um ein Volksfest, ein großes Sportereignis oder ähnliches handeln. Wenn aber solch ein Zusammengehen sich nicht auf ein einzelnes Ereignis beschränkt, sondern sich über einen längeren Zeitraum erstreckt, dazu

eine ganze Region erfaßt, und wenn das Band, das die Menschen vereint, gar ein politisches Problem ist, das gemeinsame Aktionen in Gang kommen läßt, dann muß man aufhören.

Genau das ist aber in der Region südlich des Frankfurter Flughafens, im Landkreis Groß-Gerau und einigen angrenzenden Gebieten in der Auseinandersetzung um die geplante und mittlerweile im Bau befindliche neue Startbahn 18 West passiert. Die Eheleute Christiane und Ulrich Dannemann, beide Pfarrer, die in dieser Region wohnen, haben aus ihrer Sicht als Betroffene in einem Tagebuch, das die Zeit vom Oktober 1980 bis zum Januar 1982 umfaßt, die Geschichte des Widerstandes in seinen wichtigsten Phasen dargestellt und versucht, sich über die Ereignisse und deren Bedeutung, über ihr und der Kirchengemeinden Engagement und die Veränderungen, die das bei ihnen und andern ausgelöst hat, Rechenschaft zu geben.

Wer dieses Tagebuch liest, spürt etwas von der Erregung, die die Inangriffnahme dieses Großprojektes bei den Menschen verursacht hat, er erlebt mit, wie der Protest in der Bevölkerung spontan aufflammt, er kann nachvollziehen, wie bis dahin mehr oder weniger apolitische Menschen sich zu engagieren beginnen, vor seinen erstaunten Augen kommen gewohnte Denkschemata und Verhaltensmuster in unserm Land ins Wanken, gesellschaftliche Tabus werden gebrochen. So ziehen Vertreter der SPD, FDP, selbst der CDU, vor Ort nicht nur gegen ihre Parteifreunde in den Landesparteien zu Felde, im Mörfelder Rathaus treten Vertreter dieser drei Parteien sogar gemeinsam mit einem DKP-Genossen in den Hungerstreik. Unter andern Umständen muß manch einer bei einem solchen Schritt um seine Berufsaussichten bangen, hier aber scheint "der gemeinsame Konsens aller aufrechten Demokraten" außer Kraft gesetzt. Umgekehrt stößt der verwunderte Leser an einer Stelle des Tagebuches auf einen Kommunisten, der einen Gottesdienst in "unserer Dorfkirche" (!) ankündigt. Wie sehr diese Region in Aufruhr geraten ist, beweist vor allem der Bau eines Hüttendorfes auf dem geplanten Baugelände, das nicht nur über ein Jahr lang ständig bewohnt wird (das könnten ja noch von außen kommende "Polit-Profis" bewerkstelligen - aber die Bezeichnung der Hüttendorfbewohner als Kriminelle und Chaoten durch den hessischen Innenminister Gries und der Solidarisierungseffekt in der Bevölkerung, den diese Diskriminierung auslöste, zeigt, wie sehr er sich verschätzt hat), sondern auch von vielen Bürgern der Umgebung materiell unterstützt wird.

Den Startbahnbefürwortern mag es so erscheinen, daß egoi-

stische Motive die Menschen auf die Barrikaden treiben (das von Ministerpräsident Börner so viel beschworene Sankt-Florians-Prinzip), wobei man ihnen allenfalls den mangelnden Überblick über die größeren Sachzusammenhänge zugute halten kann. Wäre es so, dann sollte man wenigstens erwarten, daß die Kirchengemeinden vor Ort dieser egoistisch-partikularistischen Sicht entgegentreten. Aber Pfarrer und Kirchenvorstände evangelischer Gemeinden stehen fast überall mitten in der Protestbewegung, wie das Tagebuch eindrucksvoll bezeugt. Herr Börner hat denn auch dem Ehepaar Dannemann in einem Briefwechsel - zuerst publiziert in CuS 4/1981, jetzt abgedruckt im Anhang des Tagebuches - die Befürwortung einer "Regionaltheologie", die das Wohl der größeren Gemeinschaft aus den Augen verliert, vorgeworfen. Es läuft auf dasselbe hinaus, wenn die Flughafen AG und die "Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)" den kirchlichen Startbahngegnern eine "Gesinnungsethik" im Sinne Max Webers bescheinigen, die aus ökologischer Prinzipienreiterei die Folgen des eigenen Handelns nicht bedenkt, während sie die Startbahnbefürworter in der Position der "Verantwortungsethiker" sehen, die aus Sorge für das Allgemeinwohl das Problem von allen Seiten beleuchten.

Die Auseinandersetzung mit diesem Vorwurf nimmt in dem Tagebuch - ausgesprochen oder unausgesprochen - einen breiten Raum ein. Die Verfasser betonen, daß der Widerstand gegen die Startbahn exemplarischen Charakter hat. Den Satz "Die Startbahn West ist überall" haben sie nicht ohne Absicht als Titel für ihr Buch gewählt. Man hat aber manchmal den Eindruck, daß die politischen Entscheidungsträger, die den Bau der Startbahn gegen den massiven Protest der Bevölkerung am Ort durchsetzen, die Überlegungen, die hinter den genannten Stichworten stehen, gar nicht recht begreifen. "Exemplarisch" - könnte das nicht heißen, daß die ökologische Bewegung und linke Systemveränderer die Startbahnproblematik als Demonstrationsobjekt ihrer ökologischen Programmatik (Bestätigung des Vorwurfs der "Gesinnungsethik") oder ihres Kampfes gegen das Establishment benutzen? Demgegenüber muß festgestellt werden: Exemplarische Bedeutung hat der Startbahnkonflikt nicht nur in den Köpfen einiger Außenseiter, er hat sie vielmehr als Teil eines in der Realität sich vollziehenden Vorgangs von globalem Ausmaß: Die ökologische Katastrophe, der wir weltweit entgegengehen, wenn wir so weitermachen (was viele Experten voraussagen, so auch der in dem Tagebuch oft zitierte Bericht an den amerikanischen Präsidenten "Global 2000"), resultiert ja nicht aus einem einzelnen, plötzlich hereinbrechenden Ereignis, sondern ist das Ergebnis der Anhäufung einer Vielzahl von

über einen langen Zeitraum sich erstreckenden Fehlentscheidungen, die - je für sich betrachtet - keineswegs Fehlentscheidungen zu sein brauchen. Die Erkenntnis, daß massive Ausbeutung der Natur auf die Dauer zu Lasten aller geht, mag vorhanden sein. Aber jeder fragt sich: Warum soll gerade ich damit anfangen, ökologische Einsichten in die Tat umzusetzen (das gilt sowohl für Entscheidungen der Industrie wie der Regierungen)? Der Konkurrenzdruck des nationalen und internationalen Wettbewerbs ist groß, und keiner möchte ins Hintertreffen geraten (das ist das kapitalistische Sankt-Florians-Prinzip!). Kann man aber beim Einzelfall nicht mehr einsetzen, dann muß man die Summe der Einzelfälle in Kauf nehmen, kann also die weltweite Katastrophe nicht stoppen.

Diesen Mechanismus zu durchbrechen, darum geht es bei der Betonung des exemplarischen Charakters eines solchen Projektes, wie des Baus der Startbahn West. Der Vorwurf des Partikularismus ist also der Gegenseite zurückzugeben: sie übersieht den universalen Zusammenhang. Das betrifft die räumliche wie die zeitliche Dimension. Räumlich: Wie beim Startbahnbau werden an unzähligen Stellen der Welt Wälder vernichtet, schwerwiegende Eingriffe in wertvolle Ökosysteme vorgenommen, Grundwasser gefährdet usw.. Zeitlich: Das Roden einer bestimmten Fläche Wald kann unterschiedliche Folgen nach sich ziehen: Ein ökologisch bisher wenig belastetes Gebiet wird von einem zerstörerischen Eingriff weniger stark betroffen als ein Ballungsraum, der schon eine lange Geschichte des Natur- und Landschaftsverbrauches hinter sich hat. Die Startbahn West ist, wie ein Pfarrer dieser Region sich ausdrückte, "der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt."

Nur auf diesem Hintergrund wird die Forderung des Tagebuches verständlich: "Raubbau an der Natur darf nur vorgenommen werden, wenn es für das Leben und Überleben der Menschen unumgänglich ist", wenn also z. B. in Bezug auf die Startbahnfrage nachgewiesen werden kann, daß ein Verzicht auf den Bau den Untergang der Bundesrepublik als Industrienation bedeutet. (Diese Behauptung hat der Vorstandsvorsitzende der Flughafen AG allen Ernstes geäußert! So weit ist ihm in der Argumentation bisher keiner der führenden Politiker gefolgt. Mit gutem Grund: Viele Zeichen der Zeit sprechen eine andere Sprache: der Trend zu Großraumflugzeugen - globale Telekommunikationsnetze, die Konferenzschaltungen über Kontinente hinweg ermöglichen und in vielen Fällen Flugreisen überflüssig machen - point-to-point-flights, also direkte Flüge von München, Hamburg, Düsseldorf und anderen deutschen Städten zu den internationalen Flughäfen, ohne Frankfurt als Umsteige-

flughafen zu benutzen - nicht ausgelastete Kapazitäten anderer deutscher Flughäfen machen Kapazitätsverlagerungen vom Frankfurter Flughafen weg möglich. Dies ist ja das Problem der Landesregierung: Sie konnte die Notwendigkeit des Startbahnbaues vor Ort nicht einsichtig machen.)

Wer die genannten Zusammenhänge ausblendet, wer den Startbahnbau nur als abstrakten Einzelfall diskutiert, dem mag diese Forderung des Dannemann'schen Tagebuches als übertrieben erscheinen. Für den, der diese Zusammenhänge sieht, ist sie aber nur konsequent.

"Die Gründe, die für oder gegen den Bau der Startbahn West sprechen, lassen sich theologisch nicht beurteilen und bewerten", meint Holger Börner. Die Pfarrer, Kirchenvorsteher und engagierten Gemeindeglieder dieser Region sehen aber ihren Widerstand gegen die Startbahn durchaus als Konsequenz ihres Glaubens. Zahlreiche Predigten, Briefe und Erklärungen, die in dem Tagebuch wiedergegeben sind, beweisen es. Das Ehepaar Dannemann formuliert es so: "Wirtschaftliche Projekte mit zerstörerischen Eingriffen in die Umwelt haben eine neuartige Qualität: mit ihren langfristigen, lebensbedrohenden Konsequenzen gehen sie über bloße Ermessensfragen hinaus" (105). Gebietet die Verantwortung für die Schöpfung, daß die Christen in solchen Konfliktsituationen ein eindeutiges Bekenntnis ablegen? Muß nicht das Verhältnis von Schöpfungslehre und Heilslehre neu überdacht werden? "Lassen sich christologisch begründete Kriterien formulieren, die uns konkrete Wegweisung im Umgang mit Gottes Schöpfung geben"? (184) Solche und ähnliche Fragen werden in dem Tagebuch immer wieder aufgeworfen. Bei den Überlegungen, die die Verfasser dabei anstellen, spürt man, daß es tastende Versuche auf theologischem Neuland sind. Zu diesem Problemkomplex sind die differenzierten Schlußfolgerungen wichtig, zu denen Helmut Gollwitzer in dem ausführlichen Vorwort zu dem Tagebuch der Dannemanns gelangt.

Es handelt sich hier nicht um Überlegungen vom grünen Tisch her, es sind vielmehr bedrängende Fragen, die die Konfliktsituation aufwirft, in die die Kirche hineingestellt ist. Daß Kirche Menschen in ihren Problemen, Nöten und Ängsten seelsorgerlich zu begleiten hat, ist unbestritten. Daß diese Begleitung aber nicht möglich ist, ohne die Probleme selbst zu durchdenken und an einem bestimmten Punkt auch Stellung zu beziehen, erfährt die Kirche immer in brisanten Konfliktsituationen, wie es hier geschehen ist. Die umstrittene Waldkapelle, zunächst von einzelnen Gemeindegliedern im Hüttendorf auf dem

Startbahngelände errichtet, später von den Kirchenvorständen einiger Kirchengemeinden verantwortet, ist sinnfälliger Ausdruck dafür. Kirche mitten in Konflikten, ist dies das vertraute Bild dieser Institution? Man spürt förmlich das Entsetzen aus einem Leitartikel der "FAZ", daß Kirche sich mit ihren Gottesdiensten in solch eine zwielichtige Umgebung verirrt. "In dieser auf Landraub gestellten 'Kirche' predigen regelmäßig mehrere evangelische Pfarrer." Aber selbst einigen Startbahngegnern wird die Sache unheimlich; auf einer Dekanatssynode gibt es Stimmen, die auf die 'zweifelhaften Elemente' im Hüttendorf aufmerksam machen. Die Verfasser selber schreiben über den Gottesdienst am Heiligen Abend 1980, in dem Pfarrer Oeser von der Macht der Ohnmächtigen spricht: "Ein evangelischer Gottesdienst am Heilig Abend, in einer kleinen Holzkirche, auf zur Zerstörung bestimmtem Gebiet" (63). Ist das nicht der wahre Ort der Kirche? Welche Lernprozesse haben die Gemeinden dieser Region durchgemacht? Welche Veränderungen hat das bewirkt? Zeichnet sich ein neues Kirchenverständnis ab? Und was wird bleiben? Bleibt das auffällig starke (auch theologische) Engagement der Gemeinden Episode, oder bildet dies den Anfang einer neuen Basiskirche?

Aber zu fragen ist auch: Welches ist der spezifische Beitrag der Kirche in solch einer Protestbewegung? Nachdem ich dieses Tagebuch gelesen habe, würde ich folgende Punkte nennen:

1. In vielen Predigten in der Waldkapelle im Hüttendorf und auf dem Startbahngelände wird der Ruf zur Umkehr laut - angesichts der Zerstörung der Umwelt. Dies aber schließt die Einsicht ein, daß wir alle als Glieder dieser kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft zu der drohenden ökologischen Katastrophe beigetragen haben. Die Solidarität der Schuld läßt uns das Gespräch mit der Gegenseite suchen und verbietet Verdammungsurteile.

2. Die Kirche hat sich dafür einzusetzen, daß jeder Widerstand wirklich gewaltfrei bleibt.

3. Die Kirche kann dazu beitragen, daß Protest nicht im egoistischen Sankt-Florians-Prinzip steckenbleibt, sondern die universalen Zusammenhänge begreift und zur Solidarität mit "Leidensgenossen" in anderen Regionen findet.

4. Die Predigt von Kreuz und Auferstehung gibt Menschen den Mut, auch in scheinbar ausweglosen Situationen nicht zu verzweifeln und zu resignieren, sondern auf dem Grund

der uns mit Gottes Zukunft gegebenen Hoffnung durchzuhalten.

Wir leben in der Zeit eines gewaltigen Umbruchs. Der Konflikt um die Startbahn West wird gewiß nicht der letzte sein, in den die Kirche in unserem Land hineingezogen wird. Wer das nicht unvorbereitet tun will, und wer sich eine Kirche wünscht, die in der Nachfolge Jesu den Herausforderungen der Zeit begegnet, dem sei ein eingehendes Studium dieses Tagebuches empfohlen.

Ludwig Metzger

Herbert Spaich: Fremde in Deutschland. Unbequeme Kapitel unserer Geschichte, Beltz-Verlag Weinheim und Basel 1981, 287 Seiten

Herbert Spaich (Hrsg.): Asyl bei den Deutschen. Beiträge zu einem gefährdeten Grundrecht, Rowohlt Taschenbuchverlag Reinbek 1982 (rororo aktuell 4823), 301 Seiten

Irmgard Ackermann (Hrsg.): Als Fremder in Deutschland. Berichte, Erzählungen, Gedichte von Ausländern, Deutscher Taschenbuchverlag München 1982 (dtv 1770), 207 Seiten

Kommt Literatur über Ausländer in der Bundesrepublik inzwischen nicht zu spät? Selbst Neuerscheinungen mit Situationsbeschreibungen und Analysen werden oft von der realen Entwicklung - z. B. eines seit 1978 mehrfach verschärften Asylverfahrensgesetzes - überholt. Sicher können Bücher allein Fremdenhaß und Diskriminierung nicht beseitigen, aber sie geben dem Leser immerhin einen Anlaß, sich des vielleicht verdrängten Problems bewußt zu werden und sich zu informieren. Die drei vorliegenden Bücher bieten zu drei verschiedenen Aspekten des Themas - dem historischen, dem juristischen, dem literarischen - kritische und authentische Beiträge. Dies ist gerade jetzt umso wichtiger, weil Politiker und Medien in der Wirtschaftskrise das Ausländerthema als eine Art Alibi benutzen, um von anderen Problemen abzulenken.

Herbert Spaichs "Fremde in Deutschland" versucht unter dem Eindruck wachsender Fremdenfeindlichkeit, der Tradition oder Vorgeschichte dieses Verhaltens in Deutschland nachzugehen. Dem Buch liegt das Manuskript einer Schulfunk-Reihe des SWF von 1978 zugrunde. Spaich schildert beispielhaft an den Zigeunern, den Hugenotten und Waldensern, den Polen um 1900, den Zwangsarbeitern im 2. Weltkrieg, an Gastarbeitern und Asylanten, welche Situation die aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen Einwandernden in Deutschland vorfanden. Man erfährt aus

den Berichten, aus den Zitaten zeitgenössischer Texte und aus dem sehr guten Bildmaterial viele Details, die kaum bekannt sind, obwohl sie moderner politischer Praxis recht ähnlich sehen. Dazu gehört z. B. die Irrfahrt armer Wal-denser Bauern aus Frankreich, die 1720 - 1722 halb Europa durchqueren mußten, weil kein Staat sie aufnehmen wollte, bis sie sich in Hessen-Kassel ansiedeln konnten. Um die Jahrhundertwende wurden polnische Arbeiter für die deutsche Industrie praktisch gekauft und mit staatlicher und kirchlicher Duldung fast wie Leibeigene gehalten. Gegen Zigeuner legte die Königliche Polizeidirektion in München schon 1899 einen eigenen "Nachrichtendienst" mit Überwachungsakten an, eine entsprechende Stelle gab es für die Polen im Ruhrgebiet 1909 - 1914 in Bochum. Diese Materialien standen später den Nazis für ihre Verfolgung zur Verfügung. Während des 2. Weltkriegs mußten KZ-Häftlinge, Zivilisten aus besetzten Gebieten und Kriegsgefangene wie Sklaven Zwangsarbeit für die deutsche Industrie leisten; mehrere Millionen Menschen sind dabei umgekommen.

Sucht man nach Gemeinsamkeiten dieser verschiedenen Kapitel deutscher Geschichte, so waren jeweils wirtschaftliche Interessen für die politische Entscheidung über Aufnahme und Behandlung von Ausländern ausschlaggebend. Außerdem mußten sich langfristig die meisten Ausländergruppen dem Zwang zur Germanisierung durch Aufgabe der eigenen Sprache, eigener Schulen und Kirchen beugen, falls ihnen diese Rechte überhaupt zugestanden worden waren.

Einen Ausbruch aus dieser Tradition sollte 1949 der Art. 16, 2 des Grundgesetzes bringen: "Politisch Verfolgte genießen Asylrecht". Um die Realisierung dieses neuen und - als einklagbares Verfassungsrecht - einmaligen Grundrechts auf Asyl geht es sowohl im letzten Kapitel von "Fremde in Deutschland" wie auch in dem von Spaich herausgegebenen Sammelband "Asyl bei den Deutschen", dessen Untertitel hätte heißen können "Demontage eines Grundrechts", wie Spaichs eigener Beitrag überschrieben ist. Tatsächlich geben beide Bücher noch nicht den Demontage-Stand wieder, der inzwischen durch das am 1.8.1982 in Kraft getretene Asylverfahrensgesetz erreicht wurde; amnesty international (ai) kommentierte die Bundestagsentscheidung (nur eine Gegenstimme) über dieses Gesetz am 25.6.1982 mit einer "Todesanzeige für das Grundrecht auf Asyl". "Asyl bei den Deutschen" beschreibt den Krankheitsverlauf, der zur heutigen Situation führte.

Vielleicht den spannendsten Beitrag bilden die Auszüge aus dem Protokoll des Parlamentarischen Rates vom Dezember 1948 bis Februar 1949 über Sinn und Formulierung von

Art. 16 GG. Persönliche Betroffenheit durch Erfahrungen in der Nazizeit bestimmt immer wieder die Diskussion: die Überprüfung von Asylbewerbern an der Grenze wird entschieden abgelehnt, ein ausdrückliches Recht auf Arbeit von Renner (KPD) gefordert. Letzteres findet zwar keine Mehrheit, aber die endgültige Formulierung des Grundrechts, die keinerlei Einschränkungen vorsieht, wird ohne Gegenstimmen angenommen. Wie weit sich die aktuelle Asylpolitik von den Intentionen des Parlamentarischen Rates entfernt hat, indem sie sich nicht um die Verwirklichung von Art. 16, sondern vor allem um seine Einschränkungen bemüht, zeigt der Beitrag von Bundesinnenminister Baum "Das Grundrecht auf Asyl - Herausforderung und Bewährung"; da werden Asylbewerber und anerkannte Asylanten gegeneinander ausgespielt, Gastarbeiter (!) und Flüchtlinge vor weiteren Asylanten in Schutz genommen. In dieser Art politischer Rhetorik ist von der ursprünglichen Verantwortung für Flüchtlinge aus der Exilerfahrung deutscher Nazigegner heraus nichts mehr zu finden.

Die weiteren Beiträge sind sehr unterschiedlich und sollen umfassend das breite Problem- und Interessenspektrum des Asylthemas repräsentieren: Asylanten selbst schildern die psychischen und sozialen Schwierigkeiten des Lagerlebens und der Integrationsversuche, Asylbetreuer von ai, den Wohlfahrtsverbänden und aus den Kirchen kommen zu Wort, Juristen äußern sich zum Völkerrecht und zur ausländischen Asylpraxis. Vor allem aus den Berichten der Asylanten und ihrer Betreuer gewinnt der Leser den Eindruck, daß die Abschaffung von Art. 16 zwar nicht ausdrücklich gefordert, aber seine Aushöhlung durch die Nicht-Anerkennung von Asylanten umso zielstrebig verfolgt wird. Dieser Prozeß, der ähnlich auch in der Praxis anderer Grundrechte zu beobachten ist, hat für die Ausländer in der BRD oft existentielle Auswirkungen und wird von ihnen deutlicher wahrgenommen und schärfer analysiert als von vielen Deutschen. Osvaldo Bayer gibt dafür mit seinem Beitrag "So kam ich unter die Deutschen", der den Band beschließt, ein eindrucksvolles Beispiel: er vergleicht die Erwartungen, die die lateinamerikanische Intelligenz nach 1945 auf ein neues Deutschland setzte, mit der Realität der 70er Jahre, wie er sie hier als Asylant erlebt. Er bietet dem Leser damit eine ungewohnte und sehr bereichernde Perspektive für den Zusammenhang, in dem die Asylpolitik steht.

Wie in Spaichs "Fremde in Deutschland" geht es auch in dem Band "Als Fremder in Deutschland" allgemein um Ausländer, nicht um Asylanten. Im Mittelpunkt steht der bun-

desrepublikanische Alltag, wie Ausländer ihn - oft genug im Kontrast zu ihren Erwartungen - beobachten und empfinden. Es handelt sich um Beiträge zu einem literarischen Wettbewerb, der 1979/80 vom Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität München veranstaltet wurde. Die ausländischen Autoren sind überwiegend Studenten, daneben auch Schüler, Arbeiter, Schriftsteller aus verschiedenen Ländern. In Gedichten, Erzählungen, Briefen und Berichten schildern sie ihre Beobachtungen und Erlebnisse am Arbeitsplatz, auf der Straße, bei Behörden, in Familien. Der Grundton von Heimweh und Einsamkeit ist vielen Texten gemeinsam, aber auch Erstaunen und Erheiterung über das Leben der Deutschen, in dem Leistung (auch in der Freizeit), Hektik, Fernsehen und Hunde eine so große, Mitmenschlichkeit und Großzügigkeit eine relativ geringe Rolle spielen.

Der Band erhebt keinen Anspruch auf eine irgendwie repräsentative Zusammenstellung - von 220 Einsendungen wurden rund 50 abgedruckt -, aber er vermittelt immerhin einen Eindruck davon, wie selten Ausländer hier Grund haben, sich als Gast und Mitbürger zu fühlen. Vielleicht vergeht auch manchen mit der Zeit der Wunsch danach.

Auf dem Hintergrund der Informationen aus Spaichs historischem Bericht und aus dem Band zum Asylrecht lesen sich die Texte der Ausländer selbst doppelt interessant: als Ausdruck subjektiver Empfindung, von der wir in der Regel wenig wissen und verstehen, und als verfremdete Schilderung uns ganz vertrauter Verhältnisse. Vielleicht müßten Fremde sich hier weniger fremd fühlen und könnten Deutsche mehr über sich erfahren, wenn Literatur dieser Art bald viele Leser fände.

Maria Kühn-Ludewig

Walbert Bühlmann: Wenn Gott zu allen Menschen geht. Für eine neue Erfahrung der Auserwählung, Herder Verlag Freiburg 1981, 292 Seiten

Vor dem Stephansdom in Wien steht die Statue des heiligen Johannes von Capestrano (1386-1456), "Apostel Europas" genannt, einer jener Heiligen, die die christlichen Truppen gegen die Türken anfeuerten. Ein Türke liegt zermalmt unter seinen Füßen, und die Inschrift sagt: "Licht des orthodoxen Glaubens, Rächer der Häretiker, in der Kraft des heiligsten Namens Blitzschlag der Türken". Im Dom jedoch hängt das Hochaltarbild mit dem heiligen Stephanus, der nicht seine Feinde niederschlug, sondern von ihren Steinen niedergeschlagen wurde. ...

Walbert Bühlmann, Missionsdirektor des Kapuzinerordens in Rom, zeigt uns diese Szene, um die Widersprüchlichkeit des traditionellen Christentums anzudeuten. Wird es gelingen, vom Capestrano-Christentum zum Stephanus-Christentum durchzustoßen?

Nötig auf diesem Wege wäre vor allem eine neue geistliche und theologische Durchdringung der Erfahrung der "Erwählung". In Israel, vielleicht mehr noch in der Christenheit wurde Erwählung als Privilegierung mißverstanden. Für die anderen, so berichtet Bühlmann, habe die Gegenwart der Christen als des neuen "auserwählten Volkes" meist nicht als Segen und Heil, sondern als Fluch und Unheil gewirkt. An die Stelle des in Vergessenheit geratenen ohnmächtigen Gottes am Kreuz sei eine mächtige Christenheit getreten, "in deren Museen bis heute ungezählte Bilder ihrer Schlachten und Siege ausgestellt sind".

Dabei kann bereits das Alte Testament in der Tiefe so gedeutet werden, daß die "Erwählung" Israels an einem Sonderfall die Erwählung aller Völker sichtbar machen will. Jesu Weg zu den "Marginalisierten", den Ausgestoßenen und Armen, der, wie Bühlmann betont, klar eine "sozialpolitische Note" hat, akzentuiert erst recht die Grenzlosigkeit des göttlichen Erbarmens. Könnte der Prozeß - so fragt Bühlmann mit dem protestantischen Kirchenhistoriker von Campenhausen -, mit dem "die Kirche anfing, als Reich und Herrschaft aufzutreten", der "Anfang einer heils geschichtlichen Häresie" gewesen sein?

Den Christen ist heute eine dreifache Ökumenisierung ihres Glaubens aufgegeben: zum einen müssen die Konfessionen endlich aufhören, einander zu bekämpfen und vielmehr das gemeinsame Christliche herausstellen, zum andern muß eine Ökumene der Religionen gesucht werden, in der das religiöse Erbe aller Völker fruchtbar gemacht wird, zum dritten schließlich (der Verfasser scheut es nicht, auch diesen heiklen Punkt zu berühren) muß die Zusammenarbeit auch mit denjenigen "weltlichen" Menschen gesucht werden, die sich der Religion versagen. Daß zu ihnen besonders die Kommunisten gehören, veranlaßt den Autor zu einem besonderen Kapitel über dieses Thema, in dem die Bezeichnung "Nicht-Glaubende" infragegestellt wird: "Man kann vielleicht auch die 'Nicht-Glaubenden' nicht länger einfach mit einer verneinenden Vorsilbe definieren, als ob der christliche Glaube das Selbstverständliche, der Unglaube eine Abart wäre. Heute trifft eher das Umgekehrte zu: Der Unglaube ist das Normale, und die christliche Lebensauffassung die große Überraschung." Die neue religiöse Welle, die gegen Ende des Buches viel-

leicht etwas zu undifferenziert positiv zur Kenntnis genommen wird, kann diese Erwägung nicht wegwischen. Ob sich die "Pioniere der Einheit", die auf den Bahnen eines Franz von Assisi gehen, in Zukunft finden werden, entscheidet nicht allein die religiöse, sondern auch die politische und wirtschaftliche Zukunft der Menschheit.

Das Buch, das auf vielen Ebenen informativ und inspirierend ist, kann zur Anschaffung und Lektüre nur dringend empfohlen werden.

Arnold Pfeiffer

Ronald J. Sider: Jesus und die Gewalt. Agape Verlag Maxdorf 1982, 84 Seiten

Es gibt unter den "bibeltreuen" Protestanten der USA nicht nur die heftig antikommunistisch und antipazifistisch agierenden Fundamentalisten und die gegen Bikinis und heiße Höschen wie gegen Drahtbrillen und Männerbärte sturmlaufenden Hyperfundamentalisten, sondern es gibt auch "Links-Evangelikale". Einer ihrer Sprecher ist Ronald J. Sider.

Jesus habe, so führt der Verfasser aus, sein messianisches Reich "als Leidender" aufrichten wollen, "nicht mit dem Schwert". Das Messiasreich entspreche in der Hinsicht nicht der Welt, daß die Jünger keine Gewalt gebrauchen. Wie aber verträgt es sich mit dieser Haltung, daß Jesus, wie der Verfasser andererseits sagt, "nicht einer passiven, schicksalsergebenen Haltung gegenüber Unterdrückern das Wort redete"?

Der Verfasser meint die Übereinstimmung so zu finden, daß eine gewaltsame Beseitigung diktatorischer Regimes den Christen sittlich verboten sei (hier weicht er von Camilo Torres und Ernesto Cardenal, aber auch von Dietrich Bonhoeffer ab), daß es aber gut und richtig sei, die wirtschaftliche und diplomatische Macht (der USA) zur Absetzung solcher Diktaturen zu gebrauchen. Der Verfasser setzt viel Hoffnung in die Möglichkeit, aus den Christen eine Gruppe zu machen, deren Optionen "die Regierung" beeindrucken könnten. Druck auf die Regierung ist also erlaubt, und der Verfasser legt dar, "daß der Christ bestimmte Arten wirtschaftlicher und politischer Macht (einschließlich Wirtschaftsboykott und bürgerlichen Ungehorsam) einsetzen kann und soll, um Ungerechtigkeiten in den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen zu beseitigen. Den Christen in den USA schlägt Sider vor, einen einfacheren persönlichen Lebensstil zu finden, sich freiwillige Abgaben aufzuerlegen und christliche

Hauskreise zu bilden.

Manches in den theologischen Partien des Buches, die freilich in schwer erträglicher Weise "biblizistisch" formuliert sind, erinnert an Erkenntnisse, die in Mitteleuropa von der Theologie Karl Barths und seiner Freunde herkamen und beispielsweise in der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 eine kirchenverbindliche Fassung bekamen. So etwa die Erkenntnis, daß der Jesus-Jünger keine Bereiche kennt, in denen er dem Wort Jesu nicht zu folgen hätte. Daß Kreuzestod und Auferstehung Jesu zu politischen Folgerungen in Richtung auf Gerechtigkeit und Frieden aufrufen, steht für Sider außer Zweifel.

Man wird bei diesem gutgemeinten und sicher für viele hilfreichen Buch jedoch fragen müssen, ob die Tiefe der Krise, in der wir weltweit stecken, hier schon ganz verstanden ist. Wenn der Mächtige (der Angehörige der nördlichen Industrieländer!) seine Macht - wie der Verfasser ausführt, ausdrücklich auch im Sinne des Zwanges! - gebrauchen darf (um die Gerechtigkeit zu fördern, sagt der Verfasser, - ach wäre es nur so!), dürfen wir dann die Ohnmächtigen der dritten und vierten Welt zensurieren, wenn sie mangels Macht zur Gewalt greifen? Und die sehr wünschenswerten Änderungen im Lebensstil in den Wohlstandsländern, wie sie der Verfasser fordert, können sie nicht leicht zur Ausflucht vor den politischen und gesellschaftlichen Globalentscheidungen werden, die im Interesse des Überlebens der Menschheit heute erforderlich sind?

Das urchristliche Zeugnis von der Gewaltlosigkeit, an dem dem Verfasser (mit Recht!) so viel liegt, käme erst dann zum Leuchten, wenn die historische Schuld der weißen amerikanischen Christen etwa an den Indianern eingestanden und der mühsame Weg begonnen würde, bei den Indianern die friedvolle Liebe zur Mutter Erde wieder zu lernen, die einem (auch beim Verfasser noch vorhandenen) allzu selbstsicheren Christentum verloren gegangen ist.

Arnold Pfeiffer

Autoren dieses Heftes

- Reinhard Gaede, Dr. theol., ev. Pfarrer, Laarer Straße 297, 4900 Herford.
(Siehe CuS 3/1982, 4/1981, 3/1981, 1/1981, 2/1980, 1/1979, 4/1977, 3/1977, 2/1977).
- Christof Hardmeier, Dr. theol., Dozent für ev. Theologie, Bethelweg 39a, 4800 Bielefeld 13
- Heike Hilgendiek, Studentin (ev. Theologie), Hohe Egge Oberweg 18, 4322 Sprockhövel
- Maria Kühn-Ludewig, Tewaagstraße 6, 4600 Dortmund 1.
(Siehe CuS 4/1981).
- Markus Mattmüller, Dr. phil., Professor für Geschichtswissenschaft, Peter-Rot-Straße 49, CH 4058 Basel.
(Siehe CuS 2/1981, 1/1981, 2/1980, 3/1977).
- Klaus Jürgen Meier, Dr. theol., Karl-Pfaff-Straße 76, 7000 Stuttgart 70.
(Siehe CuS 2/1982).
- Ludwig Metzger, Professor für ev. Theologie und Gemeindepädagogik, Villastraße 9a, 6104 Seeheim – Jugendheim.
- Arnold Pfeiffer, Dr. theol., ev. Pfarrer, Hauptstraße 11, 6580 Idar-Oberstein.
(Siehe CuS 2/1982, 4/1979).
- Heinz Röhr, Dr. theol., Professor für ev. Theologie, Winterbachstraße 30, 6000 Frankfurt/M. 1.
(Siehe CuS 3/1982, 1/1982, 4/1981, 4/1980, 1/1980, 4/1977).
- Anne Sinclair, Im Erdelsflur 1, 6580 Idar-Oberstein/Göttschied.
(Siehe CuS 3/1981).
- Mathys Wild, lic. oec., Studienleiter, Ev. Tagungs und Studienzentrum Boldern, CH 8708 Männedorf.

Hiermit melde(n) ich mich/wir uns zur Jahrestagung vom 3.-5.12.82
"Auf dem Ahorn" an:

.....

 (Name + Anschrift)

An: Jürgen Finnern
J.-Kaiser-Str. 4 a
4800 Bielefeld 1

.....

 Unser(e)Kind(er)
 wird/werden
 mitkommen.

.....

 (Name) (Alter)

